Briefe aus Paris.

Zweiter Theil.

Briefe aus Paris

von

Karl Gutzkow.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1842.

Inhalt des zweiten Theils.

Seite

Erster Brief 1

Zweiter Brief 23

Dritter Brief 49

Vierter Brief 81

Fünfter Brief 102

Sechster Brief 149

Siebenter Brief 165

Achter Brief 189

Neunter Brief 214

Anhang 235

Erster Brief.

Paris den 10. April 1842.

Der Frühling ist da. Die Mandelbäume blühen, die Alleen des Tuilerien=Gartens und der elysäischen Felder schließen sich zu grünen Fernsichten, Paris bekommt eine andere Gestalt. Die marmornen Statüen, die schlanken weichen Formen der Götterbilder fangen an, unter dem blauen Himmel sich wieder heimisch zu fühlen. Die Schwäne plätschern in den Bassins, die Springbrunnen kühlen schon den lechzenden Staub auf dem Place de la Concorde. Ich begrüße Paris wie zum zweiten Mal. Es wird mir heimischer, neu und neuer, es legt sich fast wie italiänischer Duft auf das reizende Gemälde.

Freude den Menschen, Freude den Thieren, auch den wilden im jardin des plantes! In der Mittagsstunde, wenn die Strahlen der Sonne schon am belebendsten wirken, öffnen sich die eisernen Käfige der gefangene Wüstenkönige, und die Tieger, die Löwen,

die Leoparden blicken befremdet die verjüngten, wieder grün gewordenen Baumgänge an. Die Giraffe sieht steif und stolz, wie ihr Landsmann, der Obelisk von Luxor, auf Frankreich herab, dasselbe Frankreich, das den Beherrscher ihrer Heimat, Mehemet Ali, fallen ließ. Die Giraffe und der Obelisk sind Geschenke Mehemet Ali's. In den Gehägen der Vögel schwirren die indischen Pfauen mit ihren bunten Federn, in dem Affenhause schneiden die Makis ihre Capriolen, in der Bärengrube wälzen sich die grausamen Waldestölpel und denken: Was muß in Paris das Brod so theuer sein, denn nirgend bekommen wir so sparsame Brocken zugeworfen, als hier in dem hungrigen Frankreich! Die Bären auf der Pfaueninsel bei Berlin tauschen nicht mit diesen ihren Brüdern im jardin des plantes. Rechts und links schattige Gänge, Alleen, die sich auf grüne Hügel hinaufschlängeln, oben die erhabene patriarchalische Riesenzeder vom Libanon, mit ihren langen dunkeln Ästen, mit ihren wagerechten Zweigen, die sich strecken, wie segnende Priesterhände. Oben eine reizende Aussicht, geschaffen für den ruhigen, befriedigten Blick, den man auf die Natur wirft, wenn man um Freundschaft, um Liebe seinen Arm geschlungen hält. Der Pflanzengarten hat in seinen Schattengängen Etwas, das nicht an die Botanik, sondern an die Liebe erinnert.

Hier sieht man auch Kinder, Kinder, die in Paris ein seltener Anblick sind. Die Gewohnheit der Franzosen, ihre Kinder aufs Land zu geben, ist wirklich nicht erfunden, wie so Manches erfunden ist, was man uns über die pariser Sitten erzählt hat. Man erblickt, die Gamins ausgenommen, wenig Nachwuchs in den Straßen. Paris gehört den erwachsenen Leuten, nicht wie manche deutsche Städte, durch welche man mit den Postwagen fliegt, ganz den Kindern. Ohne Widerrede gewinnt Paris dadurch an Bequemlichkeit.

Man hat übrigens auch in Paris Gelegenheit, Kinder ohne alles Aufsehen erziehen zu lassen. Ich bemerkte an vielen Häusern Gemälde, die uns Scenen der zartesten Aufmerksamkeit auf die unmündige Jugend schildern. Ein schöner bärtiger Mann reicht einem Engelskopfe von Säugling ein Gefäß mit Milch und sieht in dem Bilde mit liebender Sorgfalt auf das kleine Raphaelische Wesen herab. Wie aber die Wirklichkeit oft zurückbleibt! Indem ich das Bild betrachte, wend' ich mich und erblicke einen schmuzigen Arbeiter, der ein kläglich zusammengekauertes kleines Wurm mit halberfrorner Nase in die noch kühle Nachtluft trägt. Der Widerspruch dieser gemalten und der wirklichen Kinderpflege war lächerlich und rührend zugleich.

Ja, die Abende sind noch kühl, die Nächte gehören noch dem Winter, wie die Vergnügungen. Die Chau-

mière wird erst geöffnet, wenn man wagen kann, von einem erhitzenden Tanze hinaus in die verschwiegene Nacht zu schlüpfen. Noch tanzen die Studenten und Grisetten im Prado, die Schneider und die Dienstmädchen auf dem Balle Montesquieu, die Elegants und die Loretten auf dem bal paré im Saale St. Georges. Man tanzt in schmuzigen Lokalen, in wüstem Durcheinander deutsche Walzer, die man nicht versteht, und oft so verkehrt wirbelt, daß die Tänzer nicht vorwärts, sondern rückwärts gehen und statt regelmäßiger Kreise die wunderlichsten trigonometrischen Figuren beschreiben. Man tanzt die gewöhnliche französische Contredanse, die aber, troz des Anschlags, troz des Verbots, troz der wachthabenden Municipalgarde regelmäßig in den Cancan ausartet.

Ja, ich habe den Cancan gesehen. Ich muß zuerst von ihm sagen, daß der Cancan eine freie Variation auf das alte bekannte Thema der Franzaise ist. Cotillon und Ronde sind aus Mangel an Raum abgeschafft. Es ist erstaunlich zu sehen, auf welch kleinem Terrain die Cancankünstler ihre Talente zeigen. Es ist ein Raum, nur halb so groß, wie ein zweischläfriges Bett. Und zwischen durch muß noch Platz sein für die durchschlüpfende Neugier der Flaneurs und die blinde Controle des Municipalgardisten, blind, weil er nichts sehen will und nur zuweilen einem der allzuor-

giastisch werdenden Thyrsusschwinger zuruft: „Mein Herr, bleiben Sie moralisch!"

Um über den Cancan die Wahrheit zu sagen, so ist dieser Tanz weniger freie Erfindung, als traurige Nothwendigkeit. Ich glaube nämlich, daß Derjenige, der ihn zuerst getanzt hat, an einer Krankheit des Rückenmarks litt. Ich glaube, daß der Cancan aus Übersättigung und Unvermögen entstanden ist. Es ist schwer, über den Cancan schreiben und in den Grenzen der Moral bleiben. Man wird mir aber das freie Wort um so eher gestatten, als ich von vorn herein erkläre, daß der Cancan mir unschön, sogar häßlich, ja widerlich erschienen ist. Der Cancan ist Aufforderung zur Liebe, aber nicht, wie die Tarantella, durch wilde, feurige Leidenschaft, nicht, wie die Cachucha, durch neckischen Trotz und herausfordernde Schalkhaftigkeit, sondern er ist Aufforderung zu pariser Straßenliebe. Der Cancan ist nicht Bedürfniß der Liebe, sondern Selbstaufstachelung dazu, ekelhafte Übersättigung, der possenhafte Witz des Unvermögens. Es ist ein Tanz nicht vor der Liebe, sondern nach ihr. Auch nicht eine Figur des Cancans ist die Folge der herausfordernden Kraft; jede ist die Folge der entnervten Abspannung. Der beste Cancantänzer ist satt, satt bis zum Ekel. Er ironisirt die Liebe, er persiflirt sie. Dies Zappeln der Arme, dies Zucken des Oberkörpers, dieses Schlen-

kern der Glieder, diese Nachahmung aller jener Bewegungen, die die Folge der Rückenmarksdarre sind, hat als Carrikatur allerdings etwas sehr Lächerliches, als Volkstanz aber, als Ausdruck der Liebe ist dieser Tanz gemein und unpoetisch. Je blasirter Einer ist, desto schöner wird er Cancan tanzen. Sein Tanz verwandelt sich dann in völlig freie Phantasie, er kann durch seine telegraphischen Zuckungen Alles ausdrücken, er kann lange Geschichten erzählen von ohnmächtigen Nächten, verzweifelten Wünschen, erstorbenen Hoffnungen, er kann mit seinem Gliederreißen den ganzen Rheumatismus seiner Zukunft malen, er kann mit seinen Convulsionen eine Darstellung aller jener Versuche geben, die man in Paris schon angestellt hat, um die Preisaufgabe jenes Kalifen zu lösen, der an alle Weise des Morgen- und Abendlandes die Frage ergehen ließ, ob sich nicht noch eine neue Methode der Liebe erfinden ließe? Der Cancan ist häßlich. Er ist der Tanz der Jugend mit weißem Haar.

In meinen Theaterstudien bin ich etwas leichtsinnig. Noch war ich nicht in der großen Oper und schon schwärme ich Abends nach dem Chateau d'eau hinauf, mache Queue mit Handwerkern, Grisetten, Kutschern und Gamins, um Hundetheater, Affenkomödien und Seiltänzereien zu sehen. Mit dem vornehmsten dieser

Theater vom Boulevard du Temple fang' ich an, mit der Gaité.

In Paris kehrt sich Alles um. In der Porte St. Martin, wo früher die großen Leidenschaften wütheten, lacht man jetzt, in der Gaité weint man. Die großen Effektdramen sind beinahe abgekommen. Man will keine Söhne von Henkern mehr, keine Schaffotte mehr, keine Fallthüren mehr, man will nur noch weinen. Weinen um Hunde, weinen um Menschen. Man will Familienunglück, man will liebende Schwestern, zärtliche Brüder, treue Gatten, würdige Mütter. Man will Unglück, recht viel Unglück, viel Schicksal, viel Schmerz, viel Thränen. Dazu die Musik, um sich zu sammeln, dazu eine komische Rolle, um bei all dem Jammer auch ein wenig zu lachen. Das ist der Geschmack, der jetzt in Paris Alles für sich hat, wenn nicht die Kritik, wenn nicht die „starken Weiber", wenn nicht „die Lions" der Boulevards, so doch die Masse, die Queue, das Geld oder, wie die Blätter hier sagen: la foule.

Daß die Franzosen jetzt so viel weinen, kann schlimm für die Zukunft Europas werden. Wenn die Franzosen Thränen vergossen haben, pflegten sie sie immer mit einer Revolution zu trocknen. In das Theater Gaité wird sich der Schwamm setzen, weil es immer feucht darin von den Thränen ist. Hier werden un-

revolutionäre, sehr larmoyante Stücke auf eine pikante Weise dargestellt. Von hier gieng das an alle deutschen Theater gekommene musikalische Drama: Muttersegen oder die neue Fanchon aus, in Paris la Grace de Dieu genannt.

Ich war begierig, die beiden Schauspielerinnen kennen zu lernen, für welche die Rollen der Marie und der Conchon ursprünglich geschrieben sind. Die erste überraschte, die zweite befremdete mich. Ich habe nie bei einer Französin so viel deutsche Sentimentalität gesehen, als bei Dem. Clarisse. Dies junge Mädchen hat blondes Haar, seelenvolle blaue Augen, einen Teint von durchsichtiger Zartheit, schwellende, kirschrothe, volle Lippen und ein Timbre von edler Passivität, von schmachtender Zerflossenheit, der allerdings für sie zu dichten begeistern kann. Herr Lemoine erfindet Rollen für ihr Spiel, Dem. Püget, Lemoine's „Freundin", Arien für ihre liebliche Stimme. Man wird nicht sagen, daß man hier etwas ganz Vollendetes sieht, im Gegentheil, das dunkle Theater, der schlechte Eingang, die matte Beleuchtung, die meist aus dem Volke bestehenden Zuhörer, die Blouse schon in den Logen des zweiten Ranges, das Alles drückt die Leistungen dieser Bühne selbst herunter und benimmt dem Ganzen etwas von seinem Großstädtischen, Pariserischen. Dennoch bleibt Dem. Clarisse eine Erscheinung, die ich öfters betrachten müßte,

wenn man nicht leider hier gezwungen wäre, eine Schauspielerin sechs Wochen hindurch in nichts, als einer und derselben Rolle auftreten zu sehen.

Noch neugieriger war ich auf das Urbild Chonchon's. Unstreitig ist Dem. Leontine in ihrer Art ein Talent, aber eines jener Talente, die man so hinnehmen muß, wie sie sind. Sie ist die Dejazet, ausgeartet in die dame de la halle. Sie ist eine Copie der Dejazet auf grauem Löschpapier. Sie ist unschön, ja sogar häßlich, mit gemeinen Gesichtszügen, einem sinnlich lüsternen Kinn, einer Oberlippe, auf der ein Anflug von Schnurrbart weggeschminkt ist. Die Hauptleidenschaft dieser echten, ersten Originalausgabe der Chonchon ist das Essen, die zweite das Schwatzen, erst die dritte die Liebe. Dem. Leontine ist die echte Husarenbraut, die Poissarde, wenn sie jung ist und sich verliebt hat. Sie kann hübsch lächeln. Man vergißt sogar ihre Gemeinheit, wenn sie lächelt. In der Mischung ihrer Gemeinheit mit ihrem Lächeln liegt beinahe Grazie. Sie ist durch ihr Lächeln die bewunderte Leidenschaft aller Köche, aller Hausknechte, aller Kutscher geworden, die in ihren Freiabenden das Theater der Gaité besuchen. Wenn Dem. Clarisse diese guten Leute zu Thränen gerührt hat, macht Dem. Leontine sie wieder lachen. Hier wird auch nicht getadelt, hier werden keine deutschen Abonnentenurtheile ausgeboten, hier

gibt sich Jeder, der seinen Eintritt bezahlt hat, dem absoluten Vorsatz hin, sich amüsiren zu wollen, und so amüsirt man sich. Wie ist das anders gegen das deutsche Theater!

Ich sah in der Gaité ein Zugstück: la Dot de Suzette. Es leidet dies Stück an zwei Fehlern. Einmal taugt es nichts und zweitens sieht man zu sehr die Absicht, den Erfolg der Grace de Dieu nachzumachen. Das musikalische Element ist in der Dot de Suzette kein wesentliches, kein zu den handelnden Personen absolut gehörendes und müßte in Deutschland schon wegfallen. Dann bliebe nur noch eine weinerliche Komödie übrig, die durch die schlechten Späße Cadiche's, (eine Art Chonchon) nicht besser wird. Auch ist Francisque ainé für das Stück eine Spezialität, die man so leicht in Deutschland nicht finden möchte. Das heißt, Francisque ainé ist ein durchaus mittelmäßiger Schauspieler, der aber, wie dies in Paris öfter der Fall ist, einige Rollen besitzt, die ihm Niemand nachspielt, aus dem einfachen Grunde, weil sie für ihn geschrieben sind. Francisque ainé spielt in der Dot de Suzette einen rohen Viehhändler, der durch Zufall ein schönes Mädchen zur Frau bekommt, sich genirt, sie wirklich zu heirathen, in der Stille an seiner Ausbildung arbeitet, um wenigstens mit der Zeit die Liebe eines Wesens zu gewinnen, das er vor der Welt seine Frau nennen

darf. Sûzette liebt aber einen jungen Adligen, dem sie ihr scheinbarer Mann zuletzt großmüthig überläßt. Die Scene, wo Francisque ainé mit seinem rohen, fast gemeinen Organ eingesteht, daß er lesen, schreiben, rechnen gelernt hätte, um Sûzette's Liebe zu gewinnen, gehört zu jenen Lichtpunkten der hiesigen, theatralischen Eindrücke, die Jedem, der sie empfängt, unvergeßlich bleiben werden. Nehm' ich unsre besten deutschen Schauspieler, so ist der eine für diese Rolle zu lang, der andre zu kurz. Wenn ich sage, diesen plumpen Viehhändler mit Gemüth, diesen Viehhändler mit dem Schmerz, ungebildet zu sein, spielt Niemand bei uns dem Francisque ainé nach, so wird dies freilich nicht hindern, daß ihn nächstens einige fünzig deutsche Künstler spielen und von der Kritik werden für unübertrefflich ausgegeben werden.

Das Kapitel Theaterkritik brachte mich darauf, Jûles Janin's Bekanntschaft zu machen. — Jûles Janin's Feuilleton in den Débats besitzt nicht mehr jene liebenswürdige Natürlichkeit, jenen harmlosen Freimuth, jene gutmüthige Schalkhaftigkeit, die die ersten Leistungen dieses im Auslande mehr, als in Frankreich geschätzten Schriftstellers auszeichnete. J. Janin ist nicht mehr jener muthwillige, frohe Plauderer, der er im Beginn seiner, finanziell sehr glänzenden Laufbahn war. Er würde nicht mehr so drollig und naiv schreiben können,

wie er einst über seine alte Mutter, seine ersten Schulferien, seine ersten Federversuche, wie er einst über Debureau und die pariser Hunde geschrieben hat. Die fabrikmäßige Produktion hat ihn erschöpft, die Anfeindung erbittert. Er scherzt nicht mehr mit solchem Frohsinn wie früher, seine Urtheile, die ehemals nur aus seinem Naturell flossen, fließen schon zum großen Theil aus der Galle. Er hat in Paris wenig Freunde. Die, die er tadelte, hassen ihn, Die, die ihn nicht hassen, beneiden ihn. Er hat den Fehler begangen, von den bedeutenden Talenten, die Frankreich gegenwärtig besitzt, mit Gleichgültigkeit zu reden. Er hat die schlechte Maxime angenommen, sich dadurch in seiner Stellung behaupten zu wollen, daß er in kühner Vermessenheit Alles sich unterordnet. Er lobt nur die Jahrhunderte, die vorüber, er bewundert nur die Schriftsteller, die vergessen sind. Er hat nacheinander Victor Hugo, Alexander Dûmas, Alfred de Vigny, George Sand, Scribe, Balzac angegriffen, es ist ihm kein Name zu hoch, kein Ruf zu begründet, dem er nicht in seinem mächtigen Organ, in dem bedeutendsten politischen Blatte Frankreichs, dem Journal des Débats, die Spitze böte. Um bedeutend zu bleiben, isolirt er sich. Er zieht die Feinde, die ihm Relief geben, den Freunden vor, in deren Schatten er sich verlieren würde. Dazu kommt, daß er, wenn ihm sein Talent ausgeht,

bei dem Glaubensbekenntnisse der Débats Anleihen macht. Ich will dies nicht so deuten, als wollt' ich sagen, daß er, wie alle Welt behauptet, von der Regierung bezahlt wird, aber er opfert seine Überzeugung dem System der Débats. Er schließt sich an Richtungen an, die seinem natürlichen Sinne fremd sind. Er tadelt ästhetische Prinzipien, für deren Beweiskraft man seine eignen meist verfehlten, wenigstens Fragment gebliebenen Schriften selbst anführen könnte. Janin schreibt sein Feuilleton für die höhere Stände, für den Adel, für die Banquiers, denen er die Schmerzen und Wehen der Dichter opfert. Er macht sich zum Vertheidiger der Tugend, der guten Sitten, des klassischen Geschmacks, ohne für seine Tugend etwas Andres, als eine junge Frau, für seine guten Sitten etwas andres aufweisen zu können, als seine Renten, für einen klassischen Geschmack etwas Andres als einige Prospekte zu Panckouckes Übersetzungen der alten Römer. Was ihn bei den Débats erhält, ist theilweise sein Talent, noch mehr aber seine Schmeichelei gegen jene Grundsätze, die durch die Familie Bertin und ihr einflußreiches Organ vertreten werden.

Janin sagte mir: „Ich bin nichts als Journalist. Ich kann nichts, ich will nichts Anderes sein." Man muß gerecht sein und nach diesem freien Bekenntnisse einen großen Theil jener Vorwürfe von seiner Person

auf seinen Beruf wälzen. Es ist kaum möglich, nur Journalist sein wollen und immer gerecht bleiben. Der wahre Beurtheiler ist wol nur der, der selbst schaffen kann. Es ist nicht nöthig, daß der Kritiker, um Meister im Urtheilen zu sein, auch grade Meister im Schaffen gewesen sein müsse. Nur muß er in jenen Leistungen, die er zu beurtheilen wagt, sich irgendwie selbst versucht haben. Hätte sich J. Janin je selbst in einem Drama versucht, hätte er je nach seiner eignen Kraft die großen Schwierigkeiten dieser Kunstform geprüft, er würde keinen so vermessenen und unsinnigen Ausspruch gegen mich gewagt haben, wie der: „Seit fünfzehn Jahren, daß ich kritisire, ist auf der französischen Bühne nichts dagewesen, was bleiben wird."

J. Janin unterscheidet sich allerdings von vielen Seinesgleichen durch eine große Gabe der Darstellung und selbst der Auffassung. Er ist kein Kritiker nach Grundsätzen, er ist nicht einmal ein Kritiker, der wenn auch vom Standpunkte des Geschmacks und der Natur, vom Standpunkte der bloßen Unmittelbarkeit ein Kunstwerk in seine Theile zerlegen könnte; er kommt über das Urtheil: Dies spricht mich an oder läßt mich kalt! nicht hinaus. Aber er bewegt sich in diesem seinem engen Gebiete mit vieler Grazie, er trifft durch seinen immer noch frischen Instinkt die Wahrheit oft so nahe ans Schwarze, daß es dem besten Schützen

Ehre machen würde. Daß Janin zuerst nach der Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit und Natur der Dramen frägt, hat gewiß seine großen Vorzüge. Nicht immer ist sein Freimuth einseitig. Auf dem Gebiet der Moral ist er nicht immer Heuchler. Seine angeborne Naivetät, sein Provinzialgenie im Gegensatz zum pariser Faiseur, machen sich noch oft genug geltend, um eine persönliche Begrüßung des talentvollen Schriftstellers als angenehme Erinnerung von Paris mit hinwegzunehmen.

Janin wohnt seit mehren Jahren dicht am Palais Luxemburg, im vierten Stock. Er hat die keineswegs glänzende aber bequem eingerichtete Wohnung auch in seinem so viel besprochenen Ehestand nicht verlassen wollen. Le critique marié, wie man ihn hier nennt, wohnt in der rue Vaugirard, himmelhoch, aber mit einer reizenden Aussicht auf den Garten, die Bassins, die Statüen, die Schwäne, die Bonnen, die spielenden Kinder des Luxemburg. „Ich habe meiner Frau ein Schloß gekauft," sagte er, von einer Treppe herabsteigend, die aus seinem Wohnzimmer in sein Arbeitszimmer führt. „Ich bin verheirathet, seit sechs Monaten verheirathet, glücklich, überglücklich; Pst Adele, Adele!"

Adele, eine schöne junge Pariserin, kam die Treppe herunter und setzte sich zu uns, um zu frühstücken. Wenn Adele nicht Janin's Frau gewesen wäre, sie hätte seine Geliebte vorstellen können. Sie fand sich

vollkommen in die bekannte, nonchalante Weise ihres Mannes, in seinen Schlafrock, seine Pantoffeln, in seine Capriolen, seine Liebkosungen. Janin ist hübscher als seine Carrikatur bei Aubert. Wohlgenährt, behend, hat er nur wenige Augenblicke auf demselben Fleck Ruhe. Bald seinen à la jeune France gezogenen Bart streichend, bald Adele liebkosend, bald ans Fenster laufend, hält er am Tische nur aus, um zu schreiben oder um zu essen. Er zeigte mir seine Zimmer, seine Einrichtung, seine Bücher, seine Brautbetten. „Ich wohne jetzt noch in meinem alten Nest, aber ich werde meinem Engel, wir sind sechs Monate verheirathet und sehr glücklich, ich werde meinem Engel ein kleines Schloß kaufen. Ich verdiene viel Geld mit lauter schlechten Sachen. Wollt' ich gute Sachen schreiben, hätt' ich kein Geld!"

Man kann Plaudereien nicht niederschreiben. Für Janin ist, wie für viele Schriftsteller, der Umgang mit Menschen eine Erholung vom Umgang mit Büchern. Die geistreichsten Leute führen gern dumme Gespräche und Janin sprach im Gegentheil viel Gescheutes, nur bunt durcheinander, hin und her, bald sich mit Adelen herumjagend, bald drohend, sie in die Dachrinne zu werfen, bald mit einem kleinen Baumstamm durch das Zimmer pilgernd. „Sehen Sie," sagte er, „sehen Sie (ich liebe übrigens die Deutschen, weil sie mich lieben;)

sehen Sie, diese Frau hab' ich mir erzogen, sie hat Nichts gelesen, als meine Schriften, sie ist groß geworden, während ich dick wurde. Ich beklage, daß ich diese sechs Monate nicht vor zehn Jahren genoß, als ich noch schlank war. Sie ist ein seelengutes Weib, ohne Prätensionen, zuweilen kokett, ein Weib zum Küssen. Es ist nicht meine erste Liebe, aber meine erste Ehe."

Man brachte einen Brief. „Hübsch mit Manier überreicht!" sagte er zum Dienstmädchen. „Hier ist ein Teller, so! — auf dem Teller werden Briefe präsentirt." Das Mädchen lachte und sagte, sie wollte sichs merken.

„Sie waren bei George Sand? Wir rauchen nicht, ich nicht und meine Frau auch nicht, folglich haben wir auch kein Genie; nicht wahr, Adéle?"

Adéle spielte die Ehestandsidylle vortrefflich mit. „Sie liebt nicht meinen Ruhm," sagte der zärtliche Gatte, „sondern mein Herz. Ich bin ein schlechter Schriftsteller, aber ein guter Junge. Sprechen wir vom Theater."

Wir sprachen davon. Wir sprachen von der Rachel, von seiner Opposition gegen eine Schauspielerin, die er früher gehoben hatte. „Es ist aus mit ihr," sagte er. „Sie lernt nichts mehr, sie schwärmt die Nächte durch. Sie trinkt Grog, sie raucht Tabak, sie liebt im Gro-

ßen. Sie hat jetzt einen Salon eröffnet, wo man in Hemdärmeln erscheint. Seitdem sie mündig ist, ist Alles vorbei. Sie ist ausschweifend geworden, das ist schrecklich, nicht wahr Adèle?"

„Man hat auch umgekehrt Fälle, daß mit der Wildheit das Genie kommt."

„Und wenn sie sich auf den Kopf stellt, so wird nichts mehr aus ihr," fiel Janin ein. „Zum Glück steht das Theater français auf festern Füßen, als auf den taumelnden der Mamsell Rachel. Kennen Sie Lewald? Hat er mich gut übersetzt?"

„Man übersetzt Sie weniger, als man Sie nachahmt."

„Kann man in der deutschen Sprache meinen Styl nachahmen?"

„Warum nicht! Ich will Ihnen ein Beispiel geben."

Ein Besuch rief Janin für einen Augenblick ab, der Besuch dauerte lange, es galt einer Besprechung, einem Contracte. Ich nahm meine Schreibtafel, trank meine Tasse Thee und schrieb in Janin's Manier folgende Kritik über eine Vorstellung im Circustheater, die jetzt großen Zulauf hat.

Beitrag zur Cyno-Dramaturgie.

Seit einigen Tagen bemerkt man unter den Hunden von Paris eine ungewöhnliche Bewegung. Sie apportiren nicht mehr, sie bellen nicht mehr, sie sprin-

gen nicht mehr in das Bassin des Palais-Royal, sie verschmähen die schönsten Knochen von Very und Vefour, sie sind ernster, ich vermuthe stolzer geworden. Die Hunde von Paris haben von einem Hunde der Pyrenäen gehört, sie haben von einem Mitgliede ihrer Raçe gehört, das mehr als à la Fido savant rechnen, mehr als schreiben und lesen kann, von einem Mitgliede, das edle Thaten vollbringt. Der Hund der Pyrenäen ist der Stolz der Hunde von Paris geworden. Der edle, treue, aufopfernde Hund der Pyrenäen, ein Hund, der in der nächsten Conkurrenz den Monthyon'schen Tugendpreis davontragen wird, ist die Ursache dieses Stolzes. Die Hunde fangen an, edler zu fühlen, menschlicher zu denken, redlicher zu handeln, als die Menschen von heute fühlen, die Menschen von heute denken, die Menschen von heute handeln.

O ein Hund ist erstanden, ein Hund, der aus dem Wörterbuche der Menschensprache alle hündischen Beleidigungen streichen wird. Seid nicht zu stolz, ihr Hunde von Paris! Es ist kein Hund aus Paris, es ist ein Hund aus den Pyrenäen! Emil, (der Hund des Cirque Olympique heißt Emil,) Emil ist kein gemeiner Kläffer wie ihr, kein Straßenbeller, kein nichtsnutziger Schoßhund, der die intimen Besuche seiner Herrin beneidet, Emil ist keine von euch gemeinen Halsbandseelen, denen man im Monat Juli aus dem Wege

gehen muß, keiner jener faulen Flaneurs, die an einen Knochen ihre Ehre, die Ehre ihrer Herrschaft, die Ehre ihres Halsbandes, ihr Wappen, ihre Wohnung, ihre Nummer verrathen! Emil rettet ein Kind. Würdest Du ein Kind retten, Hektor, würdest Du es thun, Caramouche, Du Sultan, Du Azur, Du Belline... o geht, ihr Hunde von Paris, geht gemeine Seelen gegen den Hund der Pyrenäen!

Der neue menschenfreundliche Hund vom Boulevard du Temple, jener edle Hund, der täglich dicht neben dem Hause, wo Fieschi, ein Mensch, die Höllenmaschiene losdrückte, um Menschen zu morden, ein Menschenleben rettet, der Hund, der es wagen konnte, nach Napoleon, nach Mürat, Franconi's Bretter zu betreten, heißt Emil. O Rousseau, o edler J. Jaques! Die Erziehung der Menschen ist Dir mislungen, aber ein Hund hat sich nach Dir gebildet: Dein Musterzögling, Deine erhabenste Anwendung, Dein Ideal ist ein Hund geworden, Emil, Emil, der Hund der Pyrenäen, Emil der Menschenretter Franconi's. Emil hat ein Herz, Emil hat eine Seele, ein Herz voll Güte, eine Seele voll Empfindung, Emil haßt wie Rousseau, die Wissenschaften, er hat nichts gemein mit jenem dicken gemästeten Mopse Fido savant, er rechnet nicht, er schreibt nicht, er concurrirt nicht mit Victor Hugo, mit St. Beuve, mit Alexander Dümas,

um in die Akademie zu kommen. Emil liebt nur die Tugend, er ist das Volk, das Volk in seiner Unschuld, das Volk in seinem Adel, er ist als Hund Das, was wir Menschen als Menschen sein sollten.

Aber welche Kränkung, welche Verleumdung! Es gibt Leute, die behaupten wollen, Emil wäre auf die Tugend abgerichtet, Emil hielte das Kind, das er ret-tet, für einen Bissen Fleisch, den er nicht anrühren zu dürfen so lange geprügelt worden ist, bis er den Lap-pen, das Fleisch, das Huhn, zuletzt das Kind nicht mehr anrührt. Noch größere Verleumdung, man be-hauptet, Emil wäre ein Schauspieler. Emil, der Hund, ein Schauspieler! Hat Emil je eine Rolle verweigert, hat Emil je eine Verschwörung gegen die Direktion ge-macht, braucht Emil einen Souffleur, weigert sich Emil jeden Tag dieselbe anstrengende Rolle zu spielen? Emil ein Schauspieler! Eine Beleidigung, nicht für die Schau-spieler, sondern eine Beleidigung für die Hunde! Wird dieser Hund je eine Vorstellung stören, läßt er sich je heiser ankündigen, geht dieser Hund über seinen Gagen-etat hinaus, macht dieser Hund Schulden, besticht Emil die Kritik, trinkt dieser Künstler je mit dem Feuilleton Champagner? Bricht Emil je Contrakte und entschuldigt sich vor den Gerichten mit seiner Minoren-nität? Ist Emil je —"

Bis hieher hatt' ich meinen Scherz geschrieben,

Janin kam zurück. Er hatte seiner Frau einen kostbaren Shwal gekauft, das Wetter war zu schön, sie wollte ihn gern auf der Promenade zeigen. Der häusliche Friede ist eine heilige Sache. Ich behielt meinen Artikel für mich, scherzte noch Mancherlei mit dem wunderlichen Janin und ging. Ich habe einen Theaterartikel geschrieben, wie ihn Janin nicht kindischer schreiben kann. Wo ist die deutsche Zeitung, die mir für Artikel dieser Art jährlich 20,000 Franken gibt?

Zweiter Brief.

Paris den 12. April 1842.

Das französische Studienjahr an der Sorbonne und dem mit ihr verbundenen Collége de France dauert neun Monate hintereinander. Drei Monate der schönen Jahreszeit sind den Ferien gewidmet. Eine Einrichtung, die unstreitig besser als die unsere ist. Unsere Sommersemester an den Universitäten sind meist verloren. Die Hitze, die Reiselust, die sommerlichen Vergnügungen lassen es mit dem Sommercursus bei uns keinen Ernst werden. In Frankreich werden nur die Osterfeiertage eingehalten und dann sogleich die kurz vorher eingestellten Vorlesungen wieder aufgenommen. Vor einigen Tagen haben an der Sorbonne und dem Collége de France alle Course wieder begonnen. Die Sorbonne besteht aus einer Kirche, die im Geschmack des siebzehnten Jahrhunderts gebaut ist und einem großen, nicht eben freundlichen Hofe, dessen Wände im untern Stockwerk die Hörsäle enthalten, im obern einige Wohnun-

gen der Professoren. Das Collége, ähnlich eingerichtet, nur moderner, liegt nicht weit von der Sorbonne ab. Die naturhistorischen Vorlesungen finden im jardin des plantes, die ärztlichen in den Krankenhäusern statt. Über neuere und ältere Sprachen wird in der königlichen Bibliothek gelesen, wo man sogleich die kunstgeschichtlichen und sprachwissenschaftlichen Sammelwerke zur Hand hat.

Im Catalog der Vorlesungen findet man berühmte Namen, Namen, die in die Politik des Tages verwickelt sind. Man findet die Namen der Minister, die diesen Hörsälen die Anfänge ihres Rufs verdanken. Villemain, Guizot, sind als Lehrer angekündigt, ohne daß sie lesen. Sie haben Stellvertreter, junge Privatdozenten, wie wir sie nennen würden, die das dem Professor zugewiesene Fach an der Stelle des verhinderten Inhabers ausfüllen. Man macht hier sein Glück, wenn man eine Zeitlang der Stellvertreter eines Andern war. Die eigentliche Bedeutung von Paris, als Universität, liegt nur in den Experimentalstudien, in der Naturwissenschaft und der Arzneikunde. Fast alle übrigen Branchen werden ohne eigentliche Hingebung behandelt. Die Professoren bekleiden eine Menge andrer Ämter und betrachten ihre Professorate als Sinekuren, als Retraiten von ihren politischen Ausflügen, als Mittel, sich in bündigem Vortrage auszubilden. Die

Studenten lernen wenig, wenn nicht durch sich. Die Professoren sind Redner, die einzelne Fragen hervorheben, ihnen eine für den Augenblick blendende Seite abgewinnen und die Vorlesung mit einem effektreichen Schlusse, der applaudirt wird, beschließen. Hier gibt es keine nachgeschriebenen Hefte, keine „Schwänze", die man „nachreiten" muß, keine Dintenstecher, keine zerschnittenen Pulte, denn wenigstens in den Auditorien, in die ich hineinblickte, entdeckte ich nur Bänke zum Sitzen, keine Pulte zum Schreiben. Der Student zieht seine Brieftasche und notirt sich einzelne Gedanken, einzelne Thatsachen, die ihn interessiren. Man kommt und geht. Damen sitzen, wenigstens im Collége de France, mitten unter den jungen Studenten, die in ihrer Tracht, in ihrem Wesen nichts Auffallendes haben.

Philaréte Chasles setzt seinen Cursus über nördliche Literatur fort. Ich wohnte seiner ersten Vorlesung im Collége de France bei. Es mochten sich nahe an hundert Zuhörer eingefunden haben, unter ihnen viel Damen. Der junge Professor, der vor kurzem nur noch Feuilletonist war und in seinem Fache für eine „Specialität" gilt, erschien durch eine Nebenthür, in weißem Rock, nach neuester Mode, schönem Schnurrbart und weißen Glaçehandschuhen. Äußerlich war er so angethan, daß man ihn auf einer deutschen Univer=

sität augenblicklich in Anklagestand versetzt haben würde. Philaréte Chasles hat jedoch unter seinem modischen Äußern Etwas, was den Gelehrten verräth. Man sieht wol, daß ihn die Form der Schriftsteller, die er zu behandeln hat, mehr interessirt als der Inhalt. Man sieht wol die flüchtige Virtuosität eines Kritikers nach der Mode. Dennoch schien mir der Bart, die Frisur, schienen mir die glaçirten Handschuhe im Ganzen doch nur affektirt. Ich sah' unter diesem Costüme einen Gelehrten im Schlafrock, unter staubigen Büchern, in einer dunkelen Mansarde, einen jungen Mann, der es sich einst sauer werden ließ, bis ihm seine Mühe vergolten wurde, ich sah Bettfedern in diesen künstlichen Locken, einen niedergetretenen Pantoffel statt des gefirnißten Stiefels und, daß ich dies sahe, sehen konnte, macht Philaréte Chasles Ehre, denn es beweist, daß ich ihm in seiner Häuslichkeit mehr Fleiß, mehr Ernst zutraue, als heute in seiner äußern Erscheinung als Professor lag. Ohne gerade beredt zu sein, trug er klar und einschmeichelnd vor. Man sah, daß die Vorlesung so eingeprägt, so auswendig gelernt, so fertig war, wie sie morgen hätte im Journal des Debats erscheinen können. Ich hörte Dinge, die mir nicht neu waren, aber den jungen Franzosen waren sie neu, und ich kann wol sagen, daß es für einen Deutschen schmeichelhaft sein mußte, einen französischen Professor

über Sebastian Brandt's geschmackloses, langweilig moralisirendes Narrenschiff, vor jungen Franzosen, die den Mund aufsperrten, wie über ein Werk von seltenem Werthe, eine Stunde lang mit Geist und Geschmack reden zu hören.

Armand Bertin, den jetzigen Besitzer der Debats, sah ich in einer Gesellschaft, wo mir auch Hektor Berlioz, Alfred de Vigny, ein gereister Diplomat, Graf Viel-Castel, und Herr von Eckstein bekannt wurden.

A. Bertin, ein Vierziger von unfranzösischem Embonpoint, setzt die Vertheidigung der Doktrin so lange fort, bis auch er, wie sein Vater und Oheim, in die Pairskammer „versammelt" werden wird. Herr Bertin ist kein Schriftsteller. Die Artikel seines einflußreichen und unstreitig ersten französischen Blattes schreiben de Sacy, St. Marc Girardin, Michel Chevalier, Jûles Maurel, Xavier Raymond, Adolph Guerout, Antoine de la Tour, Theodor Benazet, Cûvillier Fleury, der Pole Tinsky, ohne die artistischen und unterhaltenden Mitarbeiter. Herr Bertin leitet das Ganze. Er holt sich die Parole von den Ministern, vom Könige, von den einflußreichsten Deputirten. Graf Molé macht bei ihm Visiten und bittet ihn, seiner bei der nächsten Combination zu gedenken. Herr Bertin regiert Frankreich; denn Die, die Frankreich zu regieren das Recht haben, geizen nach seinem Beistande, nach seiner Übereinstim-

mung. Ob Herr Bertin diese bedeutende Unterstützung, die das „System" ihm verdankt, rein aus seiner Überzeugung und seiner persönlichen Hingebung fließen läßt oder ob ihm das „System" seinerseits dafür erkenntlich ist, weiß ich nicht.

Herr von Eckstein gehört uns Deutschen an, ob er gleich seit den vielen Jahren seines pariser Aufenthaltes Franzose geworden ist und es vorzieht, in Paris für einen gebornen Dänen zu gelten. Herr von Eckstein ist ein Mann von Geist, trotz seiner Artikel in der Allgemeinen Zeitung. Ein Publizist, der der Leidenschaft und dem Vorurtheil erliegt, kann im Grunde kein geistvoller genannt werden; doch spricht Herr von Eckstein über seine Briefe in der Allgemeinen Zeitung so, als wenn sie ihm nur halb gehörten. Herr von Eckstein treibt in seinen Mußestunden orientalische Literatur. „Ich schreibe die Briefe in der Allgemeinen Zeitung nur, sagte er, um mir indische Bücher zu kaufen." — Herr von Eckstein gehört zu jenen conservativen Schriftstellern, denen man oft mit Unrecht vorzuwerfen pflegt, ihre Ansichten wären ihnen nicht Ernst, sie glaubten selbst am wenigsten, was sie schrieben. Herr von Eckstein hat ein lebhaftes, blitzendes Auge, eine scharf ausgeprägte Physiognomie, die auf mehr Phantasie, als Charakter deutet, eine Universalität des Wissens, die seinen geschmackvollen, oft witzigen Dialog

überall heimisch macht. Mich betrübte die Gleichgültigkeit, mit der Herr von Eckstein über seine publizistische Wirksamkeit sprach. Wenn man in einer der ersten Zeitungen Europas, in einer Zeitung, die Frankreich mit Preußen, Österreich und Rußland vermittelt, fast täglich eine Nation, wie die französische, seit so vielen Jahren herabsetzt, alle französischen Staatsmänner beleidigt, alle Parteien in Bausch und Bogen beurtheilt, und von dem ganzen Geistesreichthum dieser Nation nichts den Deutschen zu empfehlen pflegt, als die Abgeschmacktheiten einer Gazette de France und die Hohlheiten einer Quotidienne, so sollte man von einer so gewagten Aufgabe mit weniger Leichtmuth sprechen, als es Herr von Eckstein that. Alle französischen Staatsmänner klagen über Eckstein's Verunglimpfungen Frankreichs. St. Marc Girardin sagte mir: „Es ist abscheulich, wie man Frankreich in diesen Correspondenzen der Allgemeinen Zeitung hinstellt. Während Frankreich täglich glücklicher, täglich ruhiger wird, stellt man unser Land vor Östreich, Preußen und Rußland hin, als müßt' es täglich an innerer Fäulniß verwesen, täglich wie ein verfaultes Tuch auseinandergehen. Wie Voltaire in seiner Correspondenz vierzig Jahre hindurch schreibt: „Ich bin krank — Ich sterbe — Ich bin schon todt" und doch über achtzig Jahre alt wurde, so schreiben diese Correspondenten: Frankreich ist krank,

Frankreich stirbt, Frankreich wird sterben, Frankreich ist schon todt, und Frankreich lebt, trotz dieser Bülletins, glücklicher und gesunder als jemals. Herr von Eckstein gehört zu jenen Conservativen, die revolutionärer, als die Revolutionäre sind." Ich muß bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung machen: Herr von Eckstein, der seit zehn Jahren Frankreich herabsetzt und alle Lebensäußerungen, alle Anstrengungen dieses Landes, um zu Frieden und Ruhe zu gelangen, einseitig, unhaltbar, wenn nicht gar verbrecherisch findet, Herr von Eckstein, der seit Jahren Frankreich benutzt, um Deutschland und Rußland die Schrecken der Volkssouveränetät zu beweisen, der in sieben oder acht Categorien, als da sind, Napoleonisten, Legitimisten, Ralliirte, Advokaten, Kabalenschmiede, Phrasenschmiede u. s. w., das ganze geistige und politische Leben Frankreichs wie in die Schemata eines Paßsignalements hineinzwängt, Herr von Eckstein lebt in Paris unangefochten, lebt geduldet, hier und dort gut aufgenommen, sicher gestellt durch eine Gastfreundschaft, die wir in Deutschland nicht kennen würden. Wie lange dürfte wol ein Franzose in Berlin und Wien sich aufhalten, der dem Journal des Debats solche Schilderungen der gouvernementalen Gewalten in Preußen und Östreich schickte, wie sie Herr von Eckstein über die Julidynastie seit Jahren fast täglich nach Augsburg schickt? Ich bemerke noch-

mals, daß ich, abgesehen von dieser Herzensmeinung, vor Herrn von Eckstein's Geist die größte Hochachtung habe.

Unter Hektor Berlioz hatt' ich mir nicht den gedrungenen, untersetzten Mann vorgestellt, den ich fand. Es liegt in seinen Feuilletons mehr Phantasie, in seiner Gestalt mehr Kritik. Berlioz hat einen ausdrucksvollen Kopf, eine strenge Physionomie, in der sich die tiefste Erkenntniß des Wahren in der Musik, aber theilweise auch das Unvermögen, seinen Idealen selbst nachzukommen, ausspricht. Es fehlt der Stirne das Gepräge des freien Wagnisses, die Glätte des heitern Entschlusses, während sie edel genug den denkenden Ernst und eine gewisse brütende Melancholie des Verstandes ausdrückt. Berlioz vertritt vor Frankreich die classische Musik, er ist der Feind der großen Trommel, der Pickelflöte, des Bassethornes und der Ventiltrompete; er basirt die Musik auf Harmonie und Melodie, verlangt Genie in der Auffassung und Fleiß in der Durchführung. Hektor Berlioz ist nicht frei in seinen kritischen Urtheilen von den Einflüssen dieser oder jener persönlichen Beziehung. Es ist unmöglich, sich in Paris ganz zu isoliren, oder, was dasselbe sagt, immer wahr zu sein. Sonst steht sein keuscher, kritischer Sinn in einem betrübenden Widerspruch mit dem eigenen Unvermögen. Ich kann nicht glauben, daß es eine

Verschwörung ist, wenn man die Musik, die Berlioz selber schreibt, nicht hören und gegenwärtig sogar nicht mehr ausführen will. Für die Harmonien, die in seiner Seele tönen, hat er nicht die Logarithmen der irdischen Technik, die verrechenbaren Zahlen und hörbaren Noten finden können. Da, wo er in seinen Symphonien bis in die Sphären besserer Welten schwebt, findet die Menge nur ein wüstes Chaos von Tönen, in welchem einige klare Gedanken vergebens ringen, das Dunkel zu besiegen und mit triumphirendem Wohlklang alle Gefühle in dem einen des ergriffensten Behagens aufzulösen. Berlioz will lachen, weinen, sterben, wie Beethoven, aber sein Lachen ist Grinsen, sein Weinen Greinen, sein Leben Übermuth, sein Sterben Ermüdung. Berlioz malt die Empfindungen, die er haben, die er wecken sollte. Er malt sie mit einem Aufgebot von Kraft, das grade dies Gefühl der innern Schwäche verrätht. Ich hörte von ihm eine Ouvertüre, die die Sinne schwindeln macht. Blechinstrumente, Pauken, Contrabässe, Alles rast in wildem, orgiastischem Taumel. Eines will das Andre niederschmettern, eine Kraft will die andre überbieten. So schön das Ganze als Kunstwerk gearbeitet war, so lieblich das Cantabile eines Zwischensatzes, man erliegt dieser massenhaften Anhäufung, man flieht sie, weil sie den Nerven wehthut. Die Absichtlichkeit des Kritikers überwuchert den freien

Schaffenstrieb des Genies, und so bestätigt sich aufs Neue jener ohne Zweifel weise überlegte aber grausame Plan der Schöpfung, dem Einen zu geben, was er oft selbst nicht versteht, und dem Andern zu versagen, wornach er mit allen Poren seines Herzens dürstet, worauf er mit Tantalusqual die schmachtenden Blicke wendet.

Ganz besonders wohlthuend war mir die Nähe Alfred de Vigny's. Graf de Vigny war früher Militair und verließ nach sechszehnjährigem thatenlosen Garnisondienste die Linie als Hauptmann einer Compagnie. Die Liebe zur Dichtkunst hatte den jungen Offizier mitten in der Langenweile eines Dienstes ergriffen, dem er sich mit Hoffnung auf Thaten und Ruhm gewidmet hatte. Alfred de Vigny erinnerte mich an unsern verstorbenen Gaudy, nur daß de Vigny's Kraft größer, sein Wille ernster, sein Gemüth harmonischer ist. Der Dichter der „Eloah", des „Cinq Mars", des „Stello" und „Chatterton" ist 43 Jahre. Sein Äußeres verräth den Edelmann, seine Haltung den Offizier. Alles Übrige ist Dichter. In dem Auge streiten ein edler Ehrgeiz und Schwärmerei mit ihren blendendsten Lichtern, seine Rede ist melodisch, sein Styl gewählt, seine Gedanken rudern immer der Tiefe zu, fliehend die Seichtigkeit, selbst wenn diese nur die allein verstandene ist. Alfred de Vigny ist keines jener Genies, die mit einer ursprünglichen Prädestination sich

in die Strömung des Lebens und der Dichtung werfen. Man sieht und hört und liest ihm an, daß seine Dichtkunst nur geweckt wurde durch den Zufall, daß sie hätte schlummern können, ohne der Welt zu fehlen, daß sie zuweilen mehr eine Frucht der Begeisterung, als des Naturells ist. Aber dafür sind ihm auch die nie ausbleibenden Schlacken des ursprünglichen Genies fremd. Er ist nie flüchtig, nie unüberlegt, er wagt sich nie in Gebiete, für die er seine Kraft nicht gemessen hat. Er faßt seine Pläne mit großem Entzücken auf, dann bezweifelt er sie, er läßt sie liegen. Nun locken sie ihn wieder: er arbeitet den Plan weiter aus, verwirft ihn wieder, beginnt ihn aufs neue. Sind alle seine Materialien zurecht gelegt, dann geht er an die Ausführung selbst und bewährt hier eines der sinnigsten Talente unsrer Zeit. Ein sicherer Genius führt ihm die Feder, die nie über das vorgesteckte Ziel hinausgleitet. Es ist eine Musivarbeit im feinsten Sinne, was er nur immer geben wird. Es ist eine harmonische Schöpfung, in der nichts sorglos vorausgesetzt, nichts nachlässig verschwiegen bleibt, sondern wo Alles in festen, sicheren Umrissen vollständig und mehr als einmal überarbeitet ans Tageslicht tritt. Alfred de Vigny besitzt vielleicht nicht die ursprüngliche Kraft Victor Hugo's, jedenfalls nicht das lyrische Selbstvertrauen des uns Deutschen als Dichter ganz entschieden

gleichgültigen Lamartine, aber er übertrifft Beide an Sauberkeit des Details und künstlerischer Meisterschaft in der Behandlung der Einzelnheiten.

Vor dem Diner, das diesen Kranz von bedeutenden Namen vereinte, sprach A. de Vigny über Thränen. Die Taschentücher der Boulevardstheater hatten uns auf Thränen gebracht. „Man will jetzt nur, sagte der Verfasser des vielbeweinten Chatterton, man will nur Kunstwerke gelten lassen, in denen sich das Rührende nicht höher versteigen darf, als bis zu einem Gefühl erhabenen Staunens. Man will nicht Thränen, sondern nur die Andeutung, hier wäre eine Stelle, wo man allenfalls weinen könnte.“ Alfred de Vigny hat ein Recht, über Thränen zu reden. Seine Eloah ist geboren aus einer Christuszähre.

„Ihre Werke erschienen in langen Zwischenräumen?“

„Ich bin, antwortete de Vigny, in Sorge, mit unreifen Dingen vor das Publikum zu treten. Ich arbeite jeden Tag. Ich habe immer einen Roman, ein Drama, ein Gedicht unter der Feder, aber ich kann mich nicht entschließen, etwas herauszugeben. Mein letztes Werk: Freuden und Leiden des Kriegerstandes (servitude et grandeur de la vie militaire), erschien vor sechs Jahren.“

Ich konnte nicht umhin zu bemerken: „So preisen Sie Ihr Geschick, das Ihnen erlaubt, so zurückhaltend

zu sein. Wären die andern Dichter nicht arm, ihre Werke würden besser sein. Sie sind reich, wissen aber, was Armuth ist. Sie haben es in ihrem Chatterton gezeigt."

„Ist Chatterton in Deutschland aufgeführt?"

„Ich entsinne mich nicht."

„Frau von M. in Berlin sagte mir, er wäre in Lübeck gegeben."

Ich war so grausam zu lächeln. In Lübeck! In Lübeck beim Grafen Hahn! Mir fiel der Unterschied zwischen dem Theater français und einer sogenannten deutschen concessionirten Theaterentreprise so auf, daß ich durch meine Ironie einen Fehler beging, den ich gut machen mußte. „Ich habe Ihren Chatterton gegen J. Janin vertheidigt. Ich hatte ein persönliches Interesse, da ich einen Helden in Richard Savage wählte, der mit Chatterton Ähnlichkeit hat. Es ist sehr leicht, für nichtsnutzige Schreibereien jährlich 20,000 Franken verdienen und einem wahren Dichter vorwerfen, wenn seine Gedichte ihm nichts eintrügen, lieber ein Holzsäger zu werden."

„Mein Chatterton, bemerkte de Vigny, ist nicht der historische, das räum' ich ein. Ich habe ihn mir aus der Masse der leidenden Dichter herausgenommen, um zu zeigen, daß die Vorsehung etwas hart mit ihren Lieblingen umgeht. Man glaubte in Paris, ich wollte,

weil Chatterton Gift nimmt, den Selbstmord lehren, den Selbstmord beschönigen. Trotz dieser Verfolgungen hat die große Masse Antheil an meinem Werk genommen und mich besser verstanden, als die Kritik, die nun einmal das Privilegium des Misverstehens hat."

Wir kamen auf die Stellung der anderen Künste zur Gesellschaft. Alfred de Vigny bemerkte: „Meine Überzeugung ist die, daß die Regierungen die Dichter schützen, ihnen Mittel geben müssen, um rein ihren Ideen zu leben. Soll ich Ihnen aber sagen, warum man die Musik und die Tanzkunst beschützt? Die Könige geben den Sängern, den Tänzerinnen, nichts den Dichtern. Die Dichter singen die Hoffnungen des Volkes, sie singen die Freiheit. Aber die herumreisenden Virtuosen, die Klavierspieler, die Geiger können kein Volk aufklären, keine Sklaven befreien. Darum werden diese mit offenen Armen aufgenommen, diese mit Orden belohnt. Einer Taglioni hängt die russische Kaiserin Diamanten um."

Im Journal des Débats war an demselben Tage ein Artikel über Strauß und sein Leben Jesu erschienen. Ich beklagte mich über den absprechenden Ton dieser seinsollenden Kritik. De Vigny lächelte: „Ich will Ihnen sagen, wie es damit steht. Strauß' Buch ist ins Französische übersetzt, ich habe es mir selbst gekauft und mit großem Interesse studirt. Das Buch

hat auch bei uns in Frankreich viel Aufsehen gemacht. Warum das Journal des Débats dies leugnet, das ist ein Geheimniß, das ich Ihnen hier nicht erklären kann."

Sein Blick auf den König der Debats, Herrn Bertin, erklärte mir hinlänglich das Geheimniß.

In Allem, was Alfred de Vigny sprach, erkannt' ich den Denker, den Dichter, den edlen Menschen. Alfred de Vigny ist reich und spricht für die Armuth; er ist Graf und spricht für die Freiheit. Am 21. wird er bei der Academie durchfallen. Er bewirbt sich mit St. Beuve und Vatout um einen Sitz neben Victor Hugo und Scribe. Er wird ihn nicht bekommen, er wird ihn später bekommen. Mit der Academie ist es, wie mit dem Senat einer gewissen freien Stadt in Deutschland, der jedes Gesuch erst zwei Mal abschlägt, ehe er es beim dritten Male mit einigen Bedingungen bewilligt.

Diesen für mich ohne Zweifel merkwürdigen Abend verdank' ich der Gräfin d'A. Ein Wesen, dem es möglich ist, Dichter um sich zu versammeln, muß selbst ein Gegenstand für Dichter sein. Ich kann an diese Frau nie denken, ohne die Macht der Kunst zu bewundern. Welch ein Zauber muß in dem Umgang mit den Musen liegen! Hör' ich die Gräfin d'A. im französischen Gespräch mit Geist, im vollendetsten deutschen Dialog mit Gemüth reden, seh' ich sie am Clavier,

durcheilt sie mit prüfendem Kennerblick die Galerien der Gemälde, deren Schönheiten und Fehler ihr auf den ersten Blick entgegen springen, führt sie selbst mit jenem schönen intuitiven Styl, der den Frauen eigenthümlich ist, die Feder und denke ich mir dann unter diesem glänzenden Spiegel doch einen dunkeln Grund von Leiden und Schmerzen, eine Vergangenheit und eine Gegenwart, gehüllt vielleicht in düstere Schatten der Melancholie, beweint von einem weißen Engel, der klagend sein Haupt stützt, zur Erde blickt und die umgekehrte Fackel auf dem Boden langsam verlöschen sieht, denk' ich mir diesen Schmerz und diesen Trost, diese Klage und diese Linderung, so begreif' ich, warum die Alten die Musen so oft die Töchter der Nacht genannt haben. Die Gräfin d'A. ist jene Arabella, die in der der Verherrlichung G. Sand's gewidmeten Voyage à Chamouny mitten aus den Wirren eines geistreich wilden Künstlerkreises stets wie ein Marmorbild aus dunkelgrüner Myrten- und Pinienwaldung leuchtet, schweigend, hingegeben, anmuthig und doch voll Hoheit, ein Bild des verklärten Schmerzes, ein Bild jener Liebe, die die Zahl der Opfer, deren sie fähig ist, nicht nach den Stunden ihres Glückes wägt.

Und hier muß ich gestehen, daß ich nun doch bei Georg Sand gewesen bin. Sie hatte mir geschrieben: „Sie finden mich jeden Abend zu Hause. Sollten Sie

mich aber in Verhandlung mit einem Advokaten treffen oder gezwungen, schnell auszugehen, so müssen Sie mir dies nicht als Unhöflichkeit auslegen. Ich bin jeden Moment den Folgen eines Prozesses ausgesetzt, den ich in diesem Augenblick mit meinem Verleger führe. Sehen Sie darin einen Zug unserer französischen Sitten, über den mein Patriotismus erröthen muß. Ich klage gegen meinen Verleger, der mich körperlich zwingen will, ihm einen Roman zu schreiben nach seinem Gefallen, d. h. nach seinen Grundsätzen. Unser Leben vergeht in den trübsten Nothwendigkeiten und erhält sich nur durch Kümmernisse und Opfer. Übrigens werden Sie die Züge einer Frau von vierzig Jahren finden, die ihr ganzes Leben darauf verwandt hat, nicht durch Anmuth zu gefallen, sondern durch ihre Offenheit zu misfallen. Misfall' ich Ihren Augen, so werde ich doch in Ihrem Herzen die Stelle behalten, die Sie mir eingeräumt haben. Ich verdanke sie der Wahrheitsliebe, einer Leidenschaft, die Sie auch aus meinen literärischen Versuchen herausempfunden haben."

Ich ging nun eines Abends zu ihr. In einem kleinen Zimmer (wir würden es eine Kammer nennen, der Franzose nennt es: „la petite chapelle"), in einem Raum von kaum zehn Quadratfuß saß sie beim Kamin und stickte an einer Handarbeit. Ihr gegenüber ihre Tochter. Der kleine Raum, spärlich erhellt durch

eine Lampe mit düsterm Schirm. Nicht mehr Licht als nöthig war, um die Zeuge zu erhellen, an denen Mutter und Tochter arbeiteten. Auf einem Eckdivan saßen im tiefsten Schatten zwei Männer, die nach französischer Sitte nicht vorgestellt wurden. Sie verhielten sich schweigend, was die feierliche, ängstliche Spannung des Augenblicks noch vermehrte. Ein leises Athmen, eine drückende Schwüle, eine große Beängstigung des Herzens. Die Flamme in der matten Leuchte zitterte, still bewegt; im Kamin verglühten die Kohlen zu weiß schimmender Asche, nur das geisterhafte Klopfen einer Uhr schien das einzige Leben zu verrathen. Es klopfte in meiner Brusttasche. Es war meine Uhr, nicht mein Herz.

Ich saß auf einem Sessel.

„Verzeihen Sie mein mangelhaftes Französisch. Ich las zu oft Ihre Werke und zu selten die Comödien Scribe's. Bei Ihnen lernt man die stumme Sprache der Poesie, bei Scribe die Sprache der Conversation."

„Wie gefällt Ihnen Paris?"

„Ich finde es, wie ich's erwartet habe. Neu ist allerdings ein Prozeß wie der Ihre. Wie steht es damit?"

Ein bitteres Lächeln statt der Antwort.

„Was heißt in Frankreich körperlich zwingen?"

„Gefängniß."

„Man wird eine Frau nicht in ein Gefängniß setzen, um einen Roman zu schreiben. Was nennt Ihr Verleger seine Grundsätze?"

„Die, die von den meinen abweichen. Ich bin ihm zu demokratisch geworden."

Und die Handwerker kaufen keine Romane! dacht' ich. „Hat die revue independante guten Fortgang?"

„Für ein junges Blatt sehr bedeutenden. Eben Buloz, von der revue des deux mondes will mich zwingen, ihm einen Roman zu schreiben."

Hier hätt' ich viel gegen die neue Tendenz der Romane Georg Sand's einwenden mögen, doch würd' es nicht discret gewesen sein.

„Sie sind Dramatiker?"

„Ich habe für die moderne Literatur den Übergang oder soll ich sagen, die Retraite auf die Bühne gesucht. Es ist ein gutes Mittel, das Maß zu prüfen, bis zu welchem die Literatur gehen darf. Der Roman geht weiter, als die Masse folgen kann. Um den Roman wieder einzuholen, bedarf es des Dramas. Der Masse unmittelbar gegenüber, lernt man Das schätzen, was man geben muß, um der Masse begreiflich zu bleiben."

„Haben Sie gute Schauspieler in Deutschland?"

„Eben so große Talente wie in Frankreich, nur nicht so ausgebildete Spezialitäten. Unsere Oper, wenn

sie hier, ehe sie nach London geht, singen sollte, könnte den Italienern zu schaffen machen."

„Die Malibran und die Pasta sind gewesen. Waren Sie im Theater français?"

„Um es nie wieder zu besuchen, wenigstens nicht für die Tragödie."

„Unsere Tragödie ist wirklich sehr veraltet, sagte Georg Sand. Es sind übertriebene Leidenschaften, verzerrte Gefühle. Der Anflug von chevaleresker Höflichkeit und Courtoisie erscheint uns jetzt so lächerlich, wie er früher bewundert wurde. Das französische Theater ist gänzlich in Verfall. Nur die mittelmäßigsten Geister sind es, die sich noch mit ihm beschäftigen. Unter den zahllosen Stücken nicht eine Erscheinung, die dauern wird. Scribe ist gewiß ein großes Talent. Seine Combinationen sind vortrefflich, aber sie sind nur auf eine momentane Wirkung basirt. Tiefere Bedeutung geht ihm ab. Von allen diesen Dramatikern versucht Niemand, seinen Werken einen tieferen Sinn unterzulegen."

„Souvestre vielleicht, doch ist er trocken und dürr."

„Souvestre. Sie haben Recht."

Gegen meinen Wunsch geriethen wir tiefer in die Interessen der dramatischen Literatur hinein, als mir für die Verfasserin der unglücklichen, durchaus verfehlten Cosima lieb sein konnte. Georg Sand hat in die-

sem Drama unser gewöhnliches Theaterpublikum für eine tiefere Gefühlsdialektik begeistern wollen, war aber in der abstrakten Absicht stehen geblieben, ohne vorzudringen zur Gestaltung, zu jener freien, rein anekdotischen Beherrschung des Stoffes, die im Drama jede Tendenz, sie mag sein, welche sie wolle, zusammenzuzwängen hat. Ihre Cosima fiel gänzlich auseinander, da ihr diese Klammern und Angeln fehlten. Ich hätte gern dieses misliche Thema aufgegeben, aber wir geriethen immer wieder hinein. Von Schiller und Shakespeare wurde gesprochen, vom Dekorationswechsel, von der altenglischen Bühne, von Balzac. Sie capricirte sich, Balzac zu loben.

„Er wird in Deutschland viel übersetzt? Er verdient es. Balzac ist ein Mann von Geist, er hat außerordentlich viel erlebt und viel beobachtet."

Ich hatte im Sinne: ob auch gut? Ob auch in seiner Beatrix, wo er Sie persiflirt? Natürlich verschwieg ich diese Einwendung.

Die ängstliche Spannung des Gespräches hatte nachgelassen. Georg Sand ließ die Handarbeit liegen, schürte das Kaminfeuer und zündete eine jener unschuldigen Cigaretten an, die mehr Papier, als Tabak, mehr Koketterie, als Emanzipation enthalten. „Sie sind jünger, als ich dachte," sagte sie und erlaubte mir jetzt zum ersten Mal, am Schein der Lampe einige Streiflichter

zu verfolgen, die mir einen volleren Anblick ihrer Züge gestatteten. Das bekannte Bild ist ähnlich, doch ist das Urbild bei weitem nicht so stark, nicht so rundlich, wie dort. Aurora Dudevant ist eine kleine, behende Figur, mehr schmächtig und gazellenartig, als man nach jenem, einer Büste nachgebildeten Stahlstiche vermuthen sollte. Sie ähnelt Bettinen.

„Wer übersetzt mich in Deutschland?"

„Fanny Tarnow, die ihre Übersetzungen aber Bearbeitungen nennt."

„Wahrscheinlich läßt sie die sogenannten unmoralischen Stellen aus."

Sie sprach dies mit großer Ironie. Ich antwortete nicht, sondern blickte zu ihrer Tochter hinüber, die die Augen niederschlug. Die Pause, die hier folgte, war nur eine Sekunde, aber sie drückte das Gefühl einer Epoche aus.

Georg Sand weiß nichts von Deutschland. Darum kann sie es doch besser verstehen, als Die, welche hier Profession davon machen, Deutschland zu verstehen. Die französischen Gelehrten, die deutsche Zustände studierten, kennen uns meist nur einseitig. Besser man ignorirt uns, als daß man uns falsch beurtheilt und meistert. Wer, wie G. Sand, nichts von Deutschland weiß, kann darum doch eine tiefe Hochachtung vor dem deutschen Geiste hegen. Wer unsere Sprache nicht

versteht, lernt uns durch unsere Musik kennen. Georg Sand würde Deutschland besuchen, wenn sie ihre Reisen nicht dem Zwecke widmete, allein zu sein. Sie hat von Bettina gehört und fragte mich nach Frau von Chézy. Von allen unsern Dichtern, Philosophen und Gelehrten war ihr nur ein Name geläufig: Frau von Chézy! Sie erstaunte, daß Frau von Chézy jetzt nur noch eine Stellung in der Memoirenliteratur hat. Sie hatte sie für eine große Dichterin gehalten. „Madame de Chézy est devenue contemporaine," sagte ich, worüber sie lachte, weil sie mich verstand.

„Ich war kürzlich in der Deputirtenkammer, fuhr ich fort. Ich sah diesen Kampf jämmerlicher Leidenschaften. Morgen werden über eine Scene, die mehr in die Schulstube als in das Asyl der Volksfreiheiten gehört, hundert große Journale berichten. Alle Spalten werden darüber mit Räsonnements bedeckt sein. Wie kann eine geistreiche Nation sich einbilden, daß man sie noch länger für geistreich hält, wenn sie täglich sich dieselbe nüchterne Speise vorkäuen läßt, diese ewigen Fragen: Guizot oder Thiers, Thiers oder Guizot? Sind dies Debatten, würdig unserer Zeit? Wahrlich, die täglich hier verschwendeten Hunderte von Foliospalten in den Zeitungen würden besser angewendet werden, wenn Frankreich sich um die geistigen und moralischen Leistungen anderer Völker kümmerte und sich in ihnen

über ein benachbartes Volk belehren ließe, von dem es mehr lernen kann, als aus dem trostlosen Parteigetriebe, welches in Frankreich die Tagesordnung ist."

Hier blitzten zum ersten Mal Georg Sand's Augen auf. Jetzt erst wurd' ich von ihrem vollen Glanz getroffen. Es war die Region, wo ihre neuste Richtung sich entwickelt hatte. Sie sagte: „Das ist es, das ist es!" Ich war auf dem Punkte des tieferen Bezuges zwischen uns, auf dem elektrischen Punkte der Übereinstimmung. Warum benutzt' ich nicht die wärmere Stimmung dieses Augenblicks? Warum lähmte mir ein unheimliches, drückendes Gefühl die freiere Entwickelung?

Als ich von G. Sand geschieden war und hinunterstieg in das Dunkel der Nacht, war mir's wie ein Traum. Das kleine Zimmer, die matte Beleuchtung, die schweigende Tochter, die beiden männlichen Schatten an den Wänden, diese Stille, diese Pausen, diese aphoristische Unterhaltung! Es schien, als wenn der Zufall das Zufälligste, die Absicht das Absichtlichste, die Zurückhaltung das Zurückhaltendste geben wollte, und doch war das Ganze ein Gedicht geworden. Ich hatte mehr, als die wunderliche Frau geben wollte. Sie wollte nichts geben. Sie wollte eine Pflicht der Höflichkeit erfüllen und mir unmöglich machen, diese Höflichkeit zu misbrauchen. Sie gab sich kalt, mistrauisch, sogar gereizt. Sie zeigte Angst, verrathen zu werden.

Sie fürchtete, mich zu enttäuschen, und wollte mich absichtlich enttäuschen. Sie gab Das mit erkünstelter Freiwilligkeit auf, was ich vielleicht selbst hätte verlieren können. Sie schnitt mir die Möglichkeit einer Prüfung ab, indem sie dem Fremden absichtlich die Elemente dieser Prüfung entzog. Dieser spitze, etwas frostige Ton ihrer Stimme war nicht der natürliche ihres Herzens. Dies stille, unheimliche Auflachen, das jedem Andern hätte gemüthlos erscheinen können, diese kurzen Fragen, diese noch kürzern Antworten, dieses Abwenden des Antlitzes — es erfüllte mich mit tiefem Mitleid für ein Herz, das durch bittere Erfahrungen in diesem Wesen, in dieser Art, sich zu geben, einen Wall finden mußte gegen bösen Willen, Verleumdung und Entstellung. Wie gern hätt' ich der genialen Frau gesagt: „Fürchten Sie sich doch nicht! Man kann sich fürchten vor Denen, die uns hassen, zuweilen sogar vor Denen, die uns lieben. Nie aber soll man sich fürchten vor Denen, die uns verehren."

Die Erwartung unter meinen Freunden, wie ich G. Sand gefunden hätte, war groß. „Sind Sie nun auch enttäuscht, wie alle Andern, die sie sahen, enttäuscht sind?" fragte man mich lachend von allen Seiten.

„Ich bin nicht enttäuscht," antwortete ich. „Ich habe sie allerdings anders gefunden, als ich dachte. Aber auch so hat sie mich um einen Blick in die Menschenseele reicher gemacht."

Dritter Brief.

Paris, den 14. April 1842.

Heut will ich meine letzten Theatereindrücke ausschütten. Ich thu' es, um nicht wieder aufs Theater zurückzukommen. Die häufigen Wiederholungen der Stücke, so ersprießlich sie für die Kasse sind, so langweilig dem Fremden. Der Theaterzettel, der uns bei der Ankunft in Paris so sehr den Appetit reizt, wird uns nach vier Wochen schon nüchtern. Verwöhnt von den guteu Bissen sehen wir, daß die guten Bissen immer wieder kommen und mehr als einmal rufen wir aus: „Toujours perdrix!"

Man spricht soviel von dem größern Talent der Franzosen für die Bühne, man rühmt den Reichthum ihres Repertoires, man erkennt ihnen das Theater als ihren eigentlichen Beruf zu. Es ist wahr, daß die Franzosen besser beobachten, als wir. Es ist noch mehr wahr, daß ihre Sitten gleichförmiger sind, als die unsrigen, und deshalb sich leichter beobachten lassen. Aber

dennoch kommen hier in Paris unzählige Nebenumstände zusammen, um dem Franzosen die Ausbildung seines dramatischen Berufes zu erleichtern. Es ist das hiesige Theater auf Voraussetzungen gebaut, die man in Deutschland nicht kennt, geschweige besitzt.

Schon oft hab' ich es gesagt und ich wiederhol' es, das pariser Publikum ist das mildeste von der Welt. Es ist mild, weil es billig ist. Es legt an die Beurtheilung eines neuen dramatischen Werkes nur den Maßstab, den dieses selbst voraussetzt. Es muthet dem Drama nicht zu, daß es Vaudeville, dem Vaudeville nicht, daß es höheres Lustspiel, dem Lustspiel nicht, daß es Schauspiel ist, es nimmt, was man gibt, und freut sich der Gabe, die es bezahlt. Der Franzose hat eine Hochachtung vor Allem, was geschrieben ist, noch größere Hochtung vor Allem, was gedruckt ist, die größte Hochachtung aber vor Allem, was gesprochen wird. Bei uns ist es grade umgekehrt. Uns imponirt nur der Buchstabe. That und Wort reizen unsern Widerspruch. Wir lassen uns nicht erschüttern, wir lassen uns nicht fortreißen. Wir wittern in Allem, was uns zugemuthet wird, einen Hinterhalt. Wir zergliedern jeden Genuß, jeden Eindruck. Wir erwehren uns noch der Thränen, während der Franzose schon weint, wir erwehren uns des Komischen, während der Franzose schon lacht. Es liegt zum Theil schon in unsrer Sprache.

Unsre Sprache hat etwas Schlotterndes, Haltloses. Es fehlt ihr das scharfe Gepräge, es fehlt ihr die geschlossene Gliederung. Wir mistrauen jedem Aufgebot klingender Worte, wir nennen schwülstig, was den Franzosen erhaben dünkt. Was bei uns den Gebildeten erobern soll, muß poetisch-naiv sein; was aber der Masse imponirt, wird wieder allen Gebildeten misfallen. Wir haben eine Erhabenheit in manchen naiven Gedichten, die der Masse albern erscheint.

Ich habe in Paris die dümmsten und langweiligsten Stücke gesehen. Es fiel dem Publikum nicht ein, sie geistreich und unterhaltend zu finden, aber es ertrug sie. Es wird nicht wiederkommen, es wird nach dem frostigen Trauerspiele noch eine drollige Farce sehen, es kann im äußersten Falle sagen: ich war da, ich kenne das neue Stück, ich lebe mit der Mode, ich folge den Ereignissen! Keinem fiel ein, das Stück auszuzischen oder die Schauspieler zu insultiren. Es gibt in Paris eine Art, die Stücke durchfallen zu lassen, die schlagend ist. Man geht nicht mehr hin. Die leere Kasse ist das Fiasko, die verzweifelnde Miene des Direktors ist das ganze Ungewitter, gegen das sich ein junger Dichter zu rüsten hat. Er wird es noch ein Mal versuchen, er wird etwas Besseres liefern, er liefert es, da er sich Zeit nehmen kann, da man ihn das erste nicht ein für alle Mal entmuthigt hat.

Die Kritik, so wesentlich zur Vermittelung des Talentes mit dem Publikum, ist hier zuweilen sehr heftig, sehr widersetzlich, aber im Durchschnitt weit milder, als in Deutschland. Ich sahe die mittelmäßigsten Stücke und fand sie überall gelobt. Man kennt hier den in Deutschland üblichen Maßstab nicht, von jeder dramatischen Novität den Umschwung der Welt zu erwarten. Wenn bei uns ein Trauerspiel nicht gleich eine neue Epoche in der Literatur bezeichnet, wenn es nicht, wie wir es nennen, „ins Volk dringt", wenn nicht Shakespeare und Schiller darüber vergessen werden, so setzt man es herab. Hier in Paris kennt man eine solche utopische Kritik nicht. Hier folgt die Jugend der Jugend, huldigt die Zeit der Zeit. Bei uns richten die siebziger Jahre die neunziger, das achtzehnte Jahrhundert richtet das neunzehnte, die Schule von Iffland und Schröder beurtheilt die Schule Raupach's, und die Schule Raupach's beurtheilt die Talente der Gegenwart. Wir haben Zeitschriften, bei denen die Dramaturgie in Händen von Leuten ist, die sich seit dreißig Jahren der Zeit entgegenstemmen. Einen solchen veralteten Rhadamantismus kennt man hier nicht. Jeder wird von Seinesgleichen beurtheilt, wie in den Geschwornengerichten. Will das Publikum dem Lob und Tadel nicht glauben, so kann es sich selbst unterrichten. Das Publikum ist hier keine Macht, keine Größe, kein Souve-

rain, dem man wie in Deutschland schmeichelt. Gutes Publikum, man will dich täuschen, liebes Publikum, man will dir etwas aufbürden, diese Phrasen der deutschen Dramaturgie würden in Frankreich für unsinnig erklärt werden. Man appellirt in Frankreich wol an die Ehrlichkeit der Masse, aber nie an den Geist der Masse. Es herrscht unter der französischen Literatur ein Einverständniß, das uns im Angesicht unsrer kritischen Niedrigkeiten, unsrer täglichen Denunziationen, unsrer Verdächtigungen und scheelsüchtigen gegenseitigen Werthherabsetzungen, im Angesicht des durch und durch pasquillantischen Charakters unsrer literarischen Debatten melancholisch stimmen kann.

Wenn sich hier ein Stück nicht durch eignen Werth und die Kritik halten kann, so hält es sich durch den Unternehmer, durch die Reklame. Der Unternehmer führt kein Stück auf, von dem er nicht seine Existenz zu fristen gedenkt. So muß es gefallen, muß es sich halten. Alle Feuilletons können es verdammen, in den Reklamen, die am Schluß jeder Zeitung stehen, wird es gelobt. Es wird gelobt im Entreakte, im Vert-Vert, in der Avant-Scene, in tausend Blättern und Blättchen, die man beim Eintritt ins Theater für zwei oder drei Sous kauft. Ich sage nicht, daß es gut ist, wenn die Wahrheit dem Interesse geopfert wird. Ich sage nur, daß hier der dramatische Autor Zeit hat, sich in seinem

Talent zu entwickeln. Es hängt nicht, wie in Deutschland, von einem übersättigten Abonnentenpublikum ab, das alle Tage Opern, alle Tage Possen sehen will. In den folies dramatiques gibt man keine Opern, keine Krönungszüge. Man kann sie hier nicht erwarten. Gähnend streckt sich in Deutschland unser Parquet auf seinen Bänken und ennuyirt sich über die Experimente der Direktion. Gefällt das neue Stück, Himmel, dann wird es wiederholt. Dann hören wir Abonnirten, wir „zahlende" Theatergänger keine Puritaner, keine Krone von Cypern, keine Jüdin, dann hören wir alle Tage das neue Stück, bis es abgespielt ist. Lieber tödtet man es beim ersten Male der Aufführung. Ein französischer Theaterdichter schlug die Hände zusammen über diese Manöver. „Das ist noch nicht genug, fuhr ich fort. Sie sind am Ziel, wenn Ihr Stück in Paris gefallen hat. Bei uns wird es von Stadt zu Stadt herumgepeischt: überall Correspondenzen, überall Klatschberichte in den Zeitungen. Hier hat es nicht recht gefallen, hier hat es troß der „vortrefflichen" Darstellung misfallen, hier soll's erst noch gegeben werden, hier verspricht man sich nichts davon, und Weimar, Cassel, Frankfurt, Nürnberg, Pesth, Prag, Magdeburg, Breslau, alle diese Städte wetteifern miteinander, keine ordnet ihr Urtheil dem Urtheil der andern unter, jede richtet, jede ist Instanz, jede hat ihre boshaften Bericht-

erstatter. Ermüdet von dieser Hetzjagd legt der dramatische Autor die Feder nieder und verläßt eine Laufbahn, die ihm nicht ein Zehntheil der Vortheile einbringt, die Sie von Ihrem Talente ziehen. Wie oft muß man unsern Direktoren in Deutschland antworten: die Schreiberei, die ich von Ihrem Rest, wenn sie mein Stück geben, auszustehen habe, ist mir das Honorar, das Sie zahlen, nicht werth. Ein solcher Direktor zahlt zehn Thaler für eine Arbeit, die, wenn er sie von seiner schlechten Truppe darstellen läßt, mir für zehntausend Kummer und Ärger macht."

Zu diesem äußern Sonnenschein, der das französische Theater so gut gedeihen läßt, kommen die günstigsten innern Bedingungen. Ich rechne zu diesen ganz besonders die häufige Anwendung der Musik. Die eingestreuten Couplets des Vaudeville mögen für die Schauspieler eine große Unbequemlichkeit sein, für den Dichter sind sie eine große Erleichterung. Die Musik ergänzt, die Musik zerstreut. Wo die Gedanken ausgehen, mögen Töne kommen. Wo eine Situation sich verknotet hat, mag die Musik sie auflösen. Der gesungene Vers erhöht die Illusion und erleichtert die Enttäuschung. Der Gesang verwandelt Das, was soeben Ernst schien, in Scherz, in Spiel, der Gesang spannt die Erwartung herab, mildert die Farten der Wirklichkeit und erlaubt eine tändelnde Digression, eine leichtere Lösung, ein un-

befriedigenderes Ende. Die Musik besänftigt das Urtheil und kürzt die Langeweile. Die Monologe werden erträglich durch Musikbegleitung. Die Finales der Scenen und Akte bekommen durch die Musik Frische und Abrundung. Im Drama der Porte St. Martin und des Ambigû wird die secondäre Hülfe der Musik noch bedeutungsvoller. Wenn hier auch das Melodrama im frühern Sinne als gesprochenes Tongemälde aufgehört hat, so ist doch für die hier üblichen großen Stücke die Musik als wesentliche Ergänzung noch immer übrig geblieben. Jede lyrische Stelle wird durch Musik gehoben, jeder Monolog durch zitternde Violinenbegleitung mit einer Art Glorie umrahmt. Jedes Anschwellen der Handlung wird beschleunigt durch kurze, energische Geigenstriche. Jede endlich gelingende That, jeder entscheidende Moment verwandelt sich durch eine plötzliche Cadenz der Instrumente in einen zuckenden Blitz, der uns mit all unserm Verstand, all unserer Kritik, all unsern Bedenklichkeiten elektrisch durchrieselt. Man kennt aus der Theatersprache die sogenannten Abgänge. Ein Abgang, ohne Effekt, ohne Herausforderung zum Applaus, kann einen ganzen Akt umwerfen. Eine nüchtern endende Scene, auf welche nun gar eine Verwandlung folgt, tödtet ein ganzes Drama. In den genannten Theatern wird dieser Gefahr durch die Musik vorgebaut. Die Musik füllt jede Leere aus, einige

kräftige Geigenstriche heben jeden noch so matten Abgang. Findet gar eine Verwandlung statt, so sorgt ein vollständiges Tonstück, ein schönes Solo dafür, den Zuschauer in der Illusion zu erhalten. Alle diese krassen Dramen, die man bei uns übersetzt hat, der Glöckner von St. Paul, die Galeerensklaven, der Spieler, der Hungervertrag, Diana von Chivry, Richard Darlington u. s. w., werden mit Musik gegeben. Wollte man sie in Deutschland vollständig übersetzen, so müßte man ihnen diesen bindenden Kitt, dieses Hülfsmittel zur Wahrscheinlichkeit, nicht nehmen. Füg' ich nun noch hinzu, daß bei der classischen Tragödie im Theater Français nie der Vorhang fällt, sondern die fünf Akte rasch hintereinander gegeben werden, füg' ich endlich noch hinzu, daß hinter jedem Trauerspiel noch ein Lustspiel folgt und der Jammer wegfällt, den man in Deutschland, wenn Trauerspiele angekündigt sind, täglich hören kann: Ich geh' ins Theater, um mich zu amüsiren! so wird man begreifen, daß der größte Theil des Vorsprungs, den das Theater in Frankreich vor uns voraus hat, nicht im Talent, sondern mindestens zu gleichen Theilen auch in den Umständen liegt.

Ich war in den folies dramatiques. Wenn neben an in der Gaité die Blouse sich erst im zweiten Range zeigt, so sitzt sie hier schon im ersten. Man befindet sich hier auf den besten Plätzen schon mitten unter

Handwerkern, Studenten, Grisetten und Kindern; Allen gefällt das aufgeführte Stück und die Kritik, sah ich, beurtheilte Amour et Amourette nach diesem Gefallen. Es fragte Niemand, fängt mit Amour et Amourette eine neue Epoche der Literatur an? Man ließ das lustige Studentenspiel für Das gelten, für was es sich gab. Amour et Amourette schildert Scenen aus dem Quartier Latin, Scenen aus der Chaumière, Scenen aus den Nachwehen des Philisterlebens. Die Thränen, die nebenan in der Gaité Dem. Clarisse vergießen macht, läßt hier Dem. Judith (eine Jüdin) fließen. Dem. Judith wurde viel applaudirt und sie schien mir diese Aufmunterung zu verdienen. Für einen kleinen, noch unausgebildeten, fast kindlichen Körper leistete sie Unglaubliches. Sie liebt, sie entsagt, sie verzweifelt, sie erklärt sich schuldig, sie wird gerechtfertigt, sie wird glücklich: alle diese angreifenden Leidenschaften und kraftraubenden Schicksale malte und ertrug sie mit großer Ausdauer, wenn auch ohne höhere Grazie. Die komischen Parthien waren an viele junge hübsche Mädchen vertheilt. Die Grisetten wohnen bei den Studenten und führen ihnen die Menage. Sie kochen ihnen Rühreier, sie backen ihnen Pfannkuchen, sie stopfen ihnen Strümpfe, sie flicken ihnen die Hemden, sie frisiren ihnen das Haar und verlangen für alles Dies nichts, als Liebe, unüberschwänglich viel Liebe und alle vier=

zehn Tage eine seidne Schürze. Wenn mir alle diese häuslichen und ländlichen Zerstreuungen den Studenten eben nicht nützlich erschienen, um ihr Recht und ihre Anatomie zu studiren, so erstaunt' ich, als ich sah, daß Dem. Judith einem Studenten sich als tugendhafte Grisette nicht nur selbst ergibt, sondern vom eignen Vater des jungen Mannes ihm als Schutzengel gegen die Sünde offiziell beigeordnet wird. Dem. Judith wohnt bei ihrem Freund, um zu verhindern, daß Andre bei ihm wohnen; sie tanzt mit ihm, um zu verhindern, daß Andre mit ihm tanzen. Sie ist förmlich bei ihm als Ableiter seiner Leidenschaften installirt. Sie näht ihm auch, sie stopft ihm auch, sie bäckt ihm auch Eierkuchen, sie frisirt ihn auch. Sie liebt ihn wie ein deutsches Mädchen, keusch, sittsam, sentimental, mit Citaten aus Tiedge und Matthison, nur mit dem Unterschied, daß sie auch in seinem Zimmer schläft. Und für alle diese Tugend, für alle diese hingebende Unschuld will sie der Vater des jungen Mannes nur mit einer Summe Geldes belohnen? Dumpfes Gemurmel der Bässe, zukkender Blitzeinschlag der Violinen, das Schicksal naht sich und die Thräne rinnt. Das Stück schien mir nach Verlauf von fünf Akten doch etwas unbefriedigend zu enden, was jedoch nicht hinderte, daß Alles vergnügt und wohlgemuth das Theater verließ.

Für die Porte St. Martin hatt' ich mir einen

Genuß eigner Art aufgespart, den einer ersten Vorstellung. Ein solcher Genuß kommt in Paris etwas theuer. Für das Vergnügen, noch eine Stunde vor Beginn ohne Billet zu sein, für eine noch schwankende und unsichre Vorstellung, für eine Vorstellung voller Längen, für ein Spiel, das noch an Gedächtnißlücken leidet, kurz für die hundert Mängel einer ersten Vorstellung zahlt man hier drei bis vier Mal mehr, als die gewöhnlichen Eintrittspreise betragen. Um das neue Drama von Bouchardy Pâris le Bohemien, zu sehen, zahlt' ich 15 Franken.

Da der Zudrang zu ersten Vorstellungen von Stükken, denen man ein Interesse zutraut, sehr groß ist, so läge der Direktion viel daran, sich die Billette theurer bezahlen zu lassen. Eine Erhöhung der Kassenpreise darf aber nur gegen ausdrückliche, von der Regierung eingeholte Genehmigung stattfinden. Da die Regierung diese Erhöhung meistentheils verweigert, so nimmt man seine Zuflucht zu einem andern Mittel. Man verlegt die Kasse vom Corridor des Theaters auf die freie Straße. Man erklärt Jedem, der ein Billet haben will, es wäre keines mehr vorhanden, und überläßt ihn jenen Zwischenhändlern, die auf der Straße agiotiren. Der Entepreneur dieser Agiotage ist die Direktion selbst. Sie verkauft vierzehn Tage vor der ersten Vorstellung die Billette an sich selbst, d. h. an eine Anzahl fingir-

ter Namen, die auf den Coupons der Billette als Käufer genannt sind und die nun durch ihre Agenten auf der Straße, vor dem Theater, die einzig möglichen Entréen für das Doppelte und Dreifache wieder verkaufen. Der Gewinn gehört der Direktion. Eine erste Vorstellung in dem umfangreichen Theater der Porte St. Martin kann auf diese Art mehr als 10,000 Franken eintragen. Auch die Autoren machen es so mit den ihnen zustehenden billets d'auteur.

Die Porte St. Martin ist in der Geschichte des modernen Theaters von nicht geringer Bedeutung. Sie diente dem schlechten Geschmacke und nützte dem guten. Sie zwang das gute Drama, sich gegen den Wetteifer des schlechten zu rüsten. Die Porte St. Martin hat von allen europäischen Theatern die faule Lyrik vertrieben und wieder die Handlung für sie eingesetzt. Die Porte St. Martin gab das Schlechte in seinem ganzen Reize, in seinem ganzen äußeren Flitter und Schimmer und zwang das gute Drama, die erlaubten Künste der Verführung ihr abzulauschen.

Der dramatische Apparat dieser Bühne ist aus hundert Uebersetzungen und Nachbildungen auch bei uns bekannt. Man wußte, daß das Drama erschüttern soll, und begann vorläufig damit, daß man uns erschrecken machte. Der classische Schrecken war der Tod, der moderne Schrecken wurde die Hinrichtung. Die schau=

erlichen Figuren der classischen Tragödie waren Todtengräber, die schauerlichen der modernen wurden die Scharfrichter. Um die Menschen in Schrecken zu setzen, fing man mit dem Schreckhaftesten an, mit der Guillotine. Man bedeckte das Schaffot erst mit Blumen. Man verhing es mit einem bunten Teppich, steckte Wachskerzen an und spielte zu Tanz und zur Liebe auf. Die wilde Phantasie der Dichter vereinte zwei Liebende in schwellenden Brautbetten, sie träumen, sie kosen, die Uhr schlägt zwölf, sie blicken um sich, das Schaffot! Mütter lieben ihre Söhne, Söhne ihre Mütter, alle Leidenschaften durchkreuzen sich in bacchantischer Vergessenheit, Wollust, Verbrechen, Tod und im Hintergrund beim Aufgehen einer dunklen Gardine in greller Beleuchtung mit rothem Mantel, auf das blanke Richtschwert gestützt, felsenfest, wie das Schicksal: le bourreau! So fing das moderne Drama an, das Drama der Effekte.

Später wurden diese Stücke langweilig, jetzt sind sie lächerlich. Es wollte Jemand den Hinko der Birch-Pfeiffer übersetzen. Der Direktor sagte: „Nous sommes fatigués des bourreaux.“ Von den Henkern ging man auf die mannssüchtigen Weiber über im Tour de Nesle, auf die Schlaftränke, Gifte und Gegengifte, wie in Catharina Howard, dann auf die Rettungen, wie im Reisewagen, dann auf Banditen und Spitzbuben wie Robert Macaire und Vautrin, dann auf untergescho-

bene Söhne, verfälschte Testaments, gestohlene Urkunden, wie in dem Drama, das jetzt seinen Zulauf hat, Pâris le Bohemien.

Dieser Pâris ist kein gewöhnlicher Zigeuner, wie wir in Deutschland die Zigeuner aus Preziosa kennen. Er schmiert sich sein Hemde nicht etwa mit Talg ein und trägt es dann so lange, bis es ihm vom Leibe fällt, wie die ungarischen Zigeuner. Nein Pâris ist ein pariser Zigeuner, ein civilisirter Zigeuner, der die Laute spielt, den Degen führt, Liebe wecken und Liebe geben kann, ein Zigeuner, der am Hofe von Mailand eine große Rolle spielt, wie alle Franzosen, die zu Hause Comödianten sind und in der Fremde sich einbilden, Minister sein zu können. Und in der That, Pâris ist ein Staatsmann und ein Schauspieler. Da er in Mailand nicht mehr als Staatsmann geduldet wird, wird er Schauspieler, und da er nicht mehr nöthig hat, Schauspieler zu sein, wird er wieder Staatsmann. Dies Marionettenspiel begibt sich unter Galeazzo Visconti von Mailand, unter sehr schwierigen Verhältnissen, rechts Gift, links Schaffot. Ein Testament ist verfälscht, ein Dokument ist abhanden gekommen, ja sogar ein Lebendiger ist eingemauert, ganz wie der alte Maximilian in Schiller's Räubern. Von Angst zu Schrecken, von Furcht zu Entsetzen hin und hergeschleudert, bestürmt von dem leidenschaftlichen Spiel und den ergänzenden

Schauern der Musik, gibt man sich in der That dieser Mischung von Talent, Unsinn und Geschmacklosigkeit für die Dauer des Abends gefangen.

Den gewaltigen Zwecken der Porte St. Martin sind auch die Mittel dieser Bühne angemessen. Der Blitz ist hier mehr als das Aufleuchten einer Handvoll gestoßenen Kolophoniums, der Donner mehr, als das hohle Stöhnen einer großen Trommel, bei der man mehr den Nachdruck der aufschlagenden Hand als den Nachhall des Instrumentes hört. Der Sturm pfeift schrill wie durch die knarrende Wetterfahne einer alten Felsenburg, das Geschrei des Aufruhrs, das Murmeln der Verschwornen, das Lachen lustiger Cumpane, die nicht wissen, daß sie Gift aus ihren klirrenden Bechern trinken, das Alles wird mit Geschmack und Umsicht ausgeführt. Und welche Schauspieler! Sie sind keine Genies: ich bewunderte nicht ihre Kunst, ich bewunderte ihre Natur. Welche Lungen, welche donnernden Organe! Diese Bravaden, diese Abgänge! Der Kronleuchter zitterte, wenn Galeazzo wüthete. Man kennt in Deutschland Wilhelm Kunst, wenn er als Otto von Wittelsbach den Kaiser Philipp ermordet, aber dies Organ, dieser Wortschall ist Elfensäuseln gegen Herrn Jemma's Stimme, wenn er schwört, alle Menschen lebendig braten zu lassen.

Pâris, der Zigeuner, tritt in ein halb Dutzend

Verkleidungen, als Gaukler, alter Kreuzfahrer, Jude, Wahnsinniger u. s. w. auf. Ich hatte dadurch den Vortheil, Frédéric Lemaitre, der ihn spielt, in seinem wahren Schauspielerwerthe kennen zu lernen. Man hatte gleichsam Frédéric Lemaitre in ein halb Dutzend Stücken. Für jede Verkleidung bekam er einen Blumenkranz. Ich habe in Paris nie jenen kindischen Enthusiasmus gesehen, den die Deutschen an Schauspieler und Virtuosen verschwenden, ich habe nur einmal und nur einen einzigen Hervorruf gehört, ich habe gehört, wie man über die berliner Liszt-Komödie, über das österreichische Hervorruffieber lachte: nur der einzige Lemaitre durfte sich einer Hingebung rühmen, die an die deutschen Triumphe erinnerte. Er allein trug dies verworrene neue Drama. Er wird alle Stücke tragen, in denen er eine große Rolle hat. Man überschüttete ihn mit Beifall, als wollte man ihn entschädigen, daß er nicht im Theater Français spielt, als wollte man ihm sagen: Du spielst an der Porte St. Martin und bist doch der größte Schauspieler Frankreichs!

Frédéric Lemaitre hatt' ich mir als einen jungen feurigen Liebhaber mit outrirten Manieren vorgestellt. Ich dachte nie an ihn ohne an Ruy Blas zu denken, an Ruy Blas, den Bedienten, der Herzog wird, an Ruy Blas, der durch eine geheime Tapetenthür schreitend, die versammelten Granden Spaniens überrascht und ihnen

eine Rede voll Weisheit und Geschichtskenntniß hält, eine hinreißende Rede, die nur den einen Fehler hat, daß man nicht weiß, wie ein Bedienter zu ihr kommt. Ich fand aber Lemaitre ganz anders. Ich fand einen bejahrten Mann, der die Hoheit seines Ganges und den Glanz seines Auges nur noch von der Begeisterung für seine Rolle empfängt. Der Gang war gebrochen, der Glanz der Augen erloschen, das Organ der Stimme heiser und metalllos, aber der Gang, das Auge, die Stimme, Alles kommt wieder, wenn nicht im ersten, doch im zweiten, wenn nicht im zweiten, doch im dritten Akt. Ich fand eine große Ähnlichkeit mit Seydelmann, nur mit dem Unterschiede, daß man Seydelmann gestatten müßte, außer Philipp, Alba, Shylok auch Posa, Hamlet und Ferdinand in Kabale und Liebe zu spielen. Man sah wol den folgenden Verkleidungen Lemaitre's an, daß ihm jugendliche Charakterrollen geläufiger sind, als Greise und Juden, aber für Frankreich, wo Alles Specialität ist, waren doch seine Metamorphosen bedeutend. Er hatte sogar einzelne Charakterzüge, die ihm deutsche Schauspieler nicht so leicht nachspielen würden. Bei uns folgt man der Tradition und entnimmt wenig der Beobachtung. Lemaitre gab seinen Possenreißer à la Odry, seinen alten Kreuzfahrer, seinen Juden ganz nach der Natur, aber natürlich bis zur Unschönheit. Der fingirte Kreuzfahrer kommt aus

dem heiligen Kriege, hochbetagt, mit flutendem weißen Barte, ganz geharnischt, mürrisch, zornig, wie das Alter, das noch jung sein will, taub, ohne eine Antwort schuldig zu bleiben, redselig, ohne die Sprachwerkzeuge noch beherrschen zu können, spaßend, ohne Spaß zu verstehen, zusammenknickend und sich doch das Ansehen jugendlicher Rüstigkeit gebend. Der Herzog Galeazzo bietet dem verkappten Ritter den Arm, um ihn auf sein Zimmer zu führen. Beleidigt weist Lemaitre diesen Dienst ab und sagt: „Seht, wie ich ausschreiten kann!" Damit geht er, wie alte neunzigjährige Haudegen zu gehen pflegen, die geharnischten Füße weit ausspreizend, kräftig und affectirt die zitternden Beine aufstemmend und so den Weg weisend, wie Einer, der zeigen will, daß er trinken und doch den Kreidestrich noch halten kann. Es war dies ein genialer Moment. Minder werthvoll war der Jude Mazares. Lemaitre gab einen rothhaarigen Schacherjuden wie aus Angély's Abenteuer in der Judenschenke. Ich wunderte mich, daß er seinen Juden im schlechtesten elsässer Französisch jüdeln ließ, ich wunderte mich um so mehr, als die Juden den Christen in Deutschland so bittre Vorwürfe zu machen pflegen, wenn sie jüdisch sprechende Juden auf die Bühne bringen und dabei auf Frankreich zeigen, wo der Jude Franzose wäre und unter der Menge verschwände. Im Gegentheil. Über den Ma-

zares Frédéric Lemaitre's würde sich ein deutscher Jude sehr entrüstet haben. Auch im letzten Akt war Lemaitre outrirt. Er brachte auch hier Beobachtungen an, die er der Natur wie einem anatomischen Secirtische entnommen hatte. Er hatte einen Vergifteten zu fingiren. Galeazzo weidet sich an einer ihm gelungen scheinenden Rache, er weidet sich an den Krümmungen und Todesqualen des geopferten Feindes. Lemaitre stöhnt und ahmt die Manieren eines Sterbenden, eines an Vergiftung Sterbenden nach. Es war ein gräßlicher Anblick, diese Convulsionen zu sehen. Lemaitre hatte an einer allgemeinen Zeichnung des Todes noch nicht genug. Er war, um diese Scene gut zu spielen, ins Hotel de Dieu gegangen, wo zuweilen Vergiftete sterben. Er brachte Züge zum Vorschein, die nach der Morgue schmeckten. Er röchelte, er kugelte sich, er richtete sich auf und begann wieder niederfallend einen sonderbaren Veitstanz auf der Erde, der ihm jedoch statt Bewunderung seiner chirurgischen Studien allgemeines Gelächter einbrachte. Die Thurmuhr schlägt. Galeazzo glaubt, am Ziel seiner Wünsche zu sein. „Bist Du todt? Hat das Gift gewirkt?" raunt er dem Pâris ins Ohr mit einer Bosheit, die man auf der deutschen Bühne nicht auszumalen wagen dürfte. Da erhebt Pâris den Kopf, erst leise, dann dreister, klammert sich an die Stufen eines Sessels, richtet sich höher,

immer höher und ruft endlich, fest und triumphirend vor dem erschrockenen Galeazzo stehend, zum Jubel des ganzen Hauses, aus: „Und wenn ich das Gift nun nicht getrunken hätte?" Erst diese Verstellung, diese Krümmungen, diese Todesqualen und dann diese schadenfrohe höhnische Frage, dieser Uebermuth der gelungenen Hinterlist! Ich weiß nicht, für mich lag etwas Gemeines, ich muß es mit dem stärksten Ausdruck bezeichnen, etwas Niederträchtiges in diesem bejubelten Momente. Ich schauderte vor der Masse, die oft das Zarteste herausfühlen kann und nicht minder oft das Schlechteste mit dem Erhabensten verwechselt. Ich war froh, daß das Stück zu Ende war. Ich habe vor diesem furchtbar höhnischen: Und wenn ich das Gift nun nicht getrunken hätte? die Nacht nicht schlafen können.

In der Porte St. Martin sind die Stalles und ersten Gallerien sehr anständig. Dafür sieht man im dritten Rang statt der Blousen schon Hemdärmeln. Eine kleine Pièce, die dem Pâris vorherging, durfte nicht ausgespielt werden. Sie wurde in jedem Worte unterbrochen, nicht weil sie schlecht oder langweilig war, sondern weil man das neue Stück sehen wollte. Ich hörte bei den Effektstellen des Bouchardy'schen Stückes großen Applaus, ohne eine Claque zu sehen. Ist in Paris wirklich eine Claque da, so muß man sagen, daß sie wenigstens sehr verständig ist. Sie beklatschte im Pâris

nichts Unwesentliches, sie compromittirte nicht den Autor, wie dies meist die Art und Weise der Claque in Deutschland ist. War eine Claque zugegen, so war sie im Geist des Autors geregelt. Die Claque in Deutschland ist nie für den Autor, sondern nur für die Schauspieler da. Die Schauspieler bestellen sich an bestimmten Stellen und Abgängen die Applause: nämlich die mittelmäßigen Schauspieler. Daher kommt es, daß in Deutschland die Claque immer die Stücke stürzt, statt hebt. Der Dichter und der Schauspieler, der die Hauptrolle spielt, haben ein und dasselbe Interesse. Alle neidischen Rivale, die nur Nebenrollen haben, fürchten, von Dem, der die Hauptrolle hat, erdrückt zu werden. Daher bestellen sie sich Applause für ihre Episoden, für ihre kleinen Rollen, für ihre halbe Scene, während der Darsteller der Titelrolle oft leer ausgeht. Dies erzeugt im Publikum Widerspruch, erzeugt Schwankungen im Gleichgewicht der fortschreitenden Handlung und zieht, im glücklichsten Falle, daß man die Absicht nicht merkt, die Aufmerksamkeit so von der Hauptidee des Stückes ab, daß der Dichter sicher sein kann, den Vorwurf zu hören, sein Stück litte in der Hauptsache, sein Held wäre passiv, sein Sujet ohne Handlung. Erlebt ein solches Drama Wiederholungen, so tritt oft erst bei der vierten oder fünften, wo die Herren Collegen ihren Egoismus befriedigt haben, das natürliche Gleichgewicht

seiner Construktion und das Gleichgewicht der Rollen ein. In Paris erstaunt' ich, Alles anders zu finden. Die hübschesten Episoden bleiben ohne Applaus. Die Mitspieler Lemaitre's hatten artige Scenen, wirksame Abgänge: keine Hand rührte sich. Man applaudirte wenig, aber mit Nachdruck. Als sich bei einem flauen Aktschlusse eine einzige zischende Stimme vernehmen ließ, schwang ein Blousenmann im dritten Rang den Knotenstock und rief: „A la porte les siffleurs!“ Im Zwischenakt amüsirte man sich allerdings, auf Pfeifen und Hausschlüsseln schrillende Töne hervorzubringen, man pfiff, daß einem die Ohren gellten; aber während der Vorstellung, trotz der ersichtlichen Mängel des Ganzen, trotz zahlloser Schwächen, beobachtete man ein feierliches Schweigen. Als ich das Haus verließ, drängten sich hunderte von Gamins aus der obern Gallerie herab. Es waren Feuilletons in Blouse und Sammtkappe. Sie urtheilten, ohne lesen zu können, doch wie gedruckt. Ich bemerke nämlich, daß alle pariser Gamins Sammtkappen tragen und nicht lesen können. Es macht einen eignen Eindruck, auf dem Boulevard du Temple von Gamins höflich angeredet zu werden: „Mein Herr, haben Sie die Güte und lesen Sie mir den Theaterzettel vor!“ Ich wiederhole, daß sie darum über Lemaitre und Pâris le Bohemien sehr geistreiche Urtheile fällten, ja ich schäme mich sogar, die

deutsche Philisterei einzugestehen, die mich bestimmte, im Gedränge von Kunstrichtern, die nicht schreiben und lesen können, die Hände an meine Taschen zu halten. In der großen Oper hätt' ich dies weit eher nöthig gehabt. Ich muß nun von der großen Oper reden.

Man sieht es dem Saal und den Leistungen der Rue Leppelletier sogleich an, daß hier die Musik ein Privilegium ist. In Paris hat das Drama in allen Stadtvierteln Concurrenz, die Oper nicht. Die Italiener singen italienische Musik, die große Oper singt französische. Und nur sie allein. Wär' es möglich, in Paris die Jüdin, Robert den Teufel, Wilhelm Tell, die Hugenotten u. s. w. noch von einer zweiten Truppe dargestellt zu sehen, so würd' es um den Nimbus der großen Oper geschehen sein. Jetzt findet man Alles unübertrefflich, was sie gibt. Ihre Tenore, ihre Bässe, ihre Chöre sind die besten in der Welt. Man beklatscht, was uns mittelmäßig erscheint. Man applaudirt Dissonanzen, falsche Töne, falsche Triller, man applaudirt die confusesten Melodien. Der Franzose ist unmusikalisch. Seine Rede ersetzt ihm die Musik. Daß der Franzose Lieder trällert, muß wol im vorigen Jahrhundert, im Zeitalter der Mätressen und Abbés, gewesen sein, man spricht und liest soviel davon. Jetzt sind sie alle stumm. Ich bin durch die Bourgogne, durch das Lyonnais gereist, ich hörte nicht einen Ton,

Alles ist in Paris und Frankreich stumm, auch die Hunde bellen nicht, ganz wie in Amerika. Auch in Paris hab' ich keinen Hund bellen hören. Im Vaudeville trällert man Lieder, aber man singt sie nicht nach. Beranger wird gelesen, gesprochen, nicht gesungen, und wenn ich irgend eine Strophe singen höre, wenn ich fühle, daß eine Melodie in der Oper Anklang findet, so wird es immer eine unmelodische sein. Oft war mir's, als wenn der französische musikalische Genius grade mit dem Kopf gegen die Melodie angehen wollte. Wo wir mit der Stimmlage herabsteigen, steigen die Franzosen hinauf. Entweder hat der geist- und geschmacklose Halévy für dieses stumpfe musikalische Ohr gedichtet, oder er hat dies Ohr selbst auf seinem Gewissen. Genug, man findet die unausstehlichen Gesänge aus der „Jüdin," der „Pest in Florenz", der „Reine de Chypre" hier in Paris außerordentlich wohltönend, man müht sich zuweilen in den Zwischenakten ab, die halsbrechenden Capriolen der Halévy'schen Arien und Gesänge mit scheinbar großer Befriedigung nachzusummen.

In der „Jüdin", die ich sahe, wurde das Ohr von einer gastirenden Recha gepeinigt. Eine junge Anfängerin, die weder singen noch spielen konnte, machte ihr zweites Gastdebüt. Ihre kindisch dünne Stimme, ihr Mangel an allem Beruf hinderte nicht, das sie applaudirt wurde, hinderte nicht, daß die Kritik sie zwar nicht lobte, aber doch mit mil-

dem Stillschweigen überging. Marié sang den Eléazar. Man konnte sich durch ihn befriedigt fühlen. Die hohen und mittleren Töne ergaben sich frei, doch da die untern versagten, so sah man, daß die ganze Tonleiter nur künstlich in die Höhe geschraubt war. Unerquicklich war die Düsterheit, die auf seiner ganzen Leistung lag. Alle übrigen Rollen waren höchst mittelmäßig besetzt, was insofern nicht Wunder nehmen darf, als die Jüdin, wenn auch noch oft gegeben, doch schon zu den ausrangirten Opern gehört. Die besten Kräfte sind immer in der Oper beschäftigt, die grade die Oper des Tages ist. Dies Mal die Reine de Chypre.

Tanz und Mise en Scène waren dagegen ganz vorzüglich. Ich habe sonst oft geglaubt, wenn ich die ewig gleichen Sprünge und Entrechats, Wirbel und Gruppen des Ballets sah, daß diese Kunst sich bald erschöpfen müsse. Ich fand hier wieder neue Variationen, wieder neue Motive der Fußspitzen, neue Figuren und Combinationen. Das berliner Ballet ist jedoch unstreitig frischer, üppiger, in seinen Koryphäen sinnlicher. Die Französin, die sich gern auszeichnet, läßt sich nicht leicht in die Masse stellen, und zum Solotanz sich zu erheben, ist schwer. Schöne Solotänzerinnen zu haben, hängt sehr von der Gunst des Zufalls ab. Es gibt dürre Perioden, wo die großen Fußkünstlerinnen nicht gedeihen. Es gibt hier eine Carlota Grisi, die ich nicht

sah, mehre Fitzjames, eine Dumilâtre und andre Namen. Ich glaube aber nicht, daß eine von ihnen der Taglioni und den Elslers gleichkommt.

Vortrefflich war die Ausstattung der „Jüdin". Dekorationen, Anordnung der Scenen, die Comparserie, die Costümes ersetzen reichlich die musikalischen Mängel. Ich will von den Pferden nicht reden, die man aus der goldgestickten Seide kaum herauserkennen konnte, ich will die Massen nicht zählen, den Werth der Stoffe nicht prüfen. Die Gruppirung, der Geschmack in der Anordnung verdienen schon allein Bewunderung. Die Dekorationen sind Gemälde. Sie drücken weit mehr aus, als sie zunächst bedeuten sollen. Es sind nur Häuser, nur Plätze, nur Straßen, aber mit so vielem anregenden Beiwerk, mit einer so eigenthümlichen perspectivischen Auffassung, daß sich ihre nächste Bestimmung in einem reizenden Ensemble von Staffagen verliert. Die Comparserie ist verschwenderisch. Aus dem großen Zuge des ersten Aktes hätte man für deutsche Theater zehn Krönungszüge zusammensetzen können. Wenigstens sechs Truppen von Bogenschützen, jede von dreißig Mann, folgten sich unmittelbar aufeinander. Nur an Frauen schien es zu fehlen. Die Frauen kennen in Paris bessre Geschäfte, als Figurantinnen bei der großen Oper machen. Malerisch war die Gruppirung der Massen. Weiber, Kinder, Greise waren sinnig vertheilt. Nichts stockte,

nichts starrte. Die Bilder waren flüssig, ohne die Haupthandlung zu stören. Die Kinder liefen auf und ab, die kleinen Mädchen trieben Possen, Alles war individuell belebt, nichts steif, nichts hölzern, wie die Comparserie in Deutschland, die der Regisseur an dicken Schiffstauen regieren kann und die doch nicht weiß, wo sie den Arm heben, wohin sie den Fuß setzen soll. Die Fahnenwimpel, die Wappen, die Costüms beruhten alle auf gründlichen antiquarischen Studien, auf guten Gemälden, auf alten Holzschnitten. Nur mit den weißen, rothen uud blauen Farben ward zuviel Verschwendung getrieben. Auch artete die Costümirung zuweilen ins Fabelhafte aus. Die Hofdamen trugen buntscheckige seidne Kleider, aus vier Stücken, grün, gelb, weiß und roth zusammengesetzt. Quer über den Leib waren Wappenthiere eingenäht. Leoparden schwänzelten von der Brust bis auf die spitzen Schnabelschuhe herab. Die Costümes hatten zuweilen etwas von der Heraldik und dem Colorit der Spielkarten.

Gediegnere Gesangstalente entfalteten sich denn freilich in der Königin von Cypern. Madame Stolz ist keine jener Sängerinnen, die Epoche machen: aber sie kann den Übergang zu einer Epoche würdig vertreten. Ihre Stimme hat jene Schärfe, die dem Metall eine längere Dauer sichert und leicht mit dem Metall selbst verwechselt wird. In Düprez hatt' ich mir einen sehr

hohen Tenor vorgestellt. Dúprez, der häßliche Dúprez, hat keine Höhe, hat kein gutes Falsett, aber eine körnige, geschulte Bruststimme, die etwas aushält und durch gute Behandlung sich geltend macht. Baroilhet, der Bassist, eine wunderliche Figur, der Oberkörper einem Riesen, der Unterkörper einem Zwerge angehörend, Baroilhet schien der Vortrefflichste von Allen. Es liegt in seiner Stimme eine erschütternde Resonanz, eine wahrhaft männliche Kraft.

Die Oper selbst, La Reine de Chypre, ist von den Halevy'schen wol die verfehlteste. Der Text ist so unglücklich wie die Musik. Ich will hoffen, daß Herr von St. Georges, der bekanntlich den bairischen Capellmeister Lachner um den Alleinbesitz eines ihm bezahlten Operntextes so schändlich betrogen hat, dem deutschen Maestro die Handlung des von Eduard von Schenk entlehnten Sújets gelassen hat. Das Textbuch, das er Halévy gab, ist nichts als die Lyrik davon. Nie hab' ich einen so zerflossenen französischen Operntext gesehen. Die Tochter eines Venetianers wird von einem französischen Ritter geliebt. Sie muß den König von Cypern heirathen. Der Ritter reist ihr nach, rettet dem König das Leben, ohne ihn zu kennen, der König schwört ihm ewige Dankbarkeit. Als er in seinem Retter den Buhlen seines Weibes erkennt, ist er edel und Esel genug, sich umzubringen. Dieser larmoyante Stoff wird fünf

Akte lang durch eine Sündflut von bedeutungslosen Noten geschleppt. Es ist in Paris, als wäre die Musik nur zum Anfeuchten und Aufweichen der Stoffe da. Der Begriff des Tones ist hier aufgelöst in den des Klanges. Die Reime sind im Text, nicht in der Musik. Wahre Opernmusik hat so gut ihre Strophen und ihre Reime, wie die Poesie. Diese Halévy'schen Tonschöpfungen sind ungereimte Dithyrambik. Das kleinste Lied von Hölty ist mir lieber als ein ganzer dicker Band von Willamov.

Schließlich war ich nochmals im Palais Royal. Ich würde in Paris nicht leben können, ohne nicht alle vierzehn Tage ein Mal die Dejazet zu sehen. Die Dejazet macht mich lachen und rührt mich. Sie hat etwas Elegisches, etwas Wehmüthiges in ihrer Art. Seufzt sie unter der Nothwendigkeit, jeden Abend spielen zu müssen? Seufzt sie über die entschwundenen ersten achtzehn Sommer? Macht ihr Sohn, der, wenn ich nicht irre, ein Maler ist, zu viel Schulden und zu wenig Fortschritte? Sie lacht und singt und ihr Lachen und Singen klingt wie Melancholie. In „Être aimé ou se périr" will sie sich mit ihrem Geliebten in Kohlendampf ersticken. Der Geliebte schlägt vor, wenigstens nur so zu thun und ihre Verwandten zu erschrecken. Sie dagegen ist sehr ergeben und kurz entschlossen, sich von einem Tisch mit Champagner unmittelbar in die

Arme des Todes zu begeben. Sie führt diesen Entschluß so heroisch aus, daß ihr Geliebter die größte Angst bekommt und die Fensterscheiben zerschlägt, um frische Luft zu schöpfen. Sie bemitleidet die Männer als schwach, schürt die Kohlen, trinkt noch ein Glas Champagner und will sterben. Zwischen einer Hammelkeule und der Unsterblichkeit träumt sie sich gläubig in höhere Gefilde hinüber. An ihr liegt die Schuld nicht, daß sie gerettet wird. Ich habe wenig Sinn für Alcide Tousez und Achard. Mich beschäftigt nur die Dejazet. In „Indiana und Charlemagne" kommt sie eben vom Maskenballe. Sie ist als Débardeur gekleidet, erschöpft vom Tanz, mürrisch, keinen Anbeter gefunden zu haben, schläfrig. Nebenan (die Bühne ist in zwei Theile getheilt) wohnt ein Student, der gleichfalls, als Husar gekleidet, von demselben Balle kommt. Es wimmelt in der Art, wir diese beiden Personen durch die Zwischenwand, ohne sich zu sehen, Bekanntschaft machen, an argen Zweideutigkeiten, aber die Dejazet hat das Talent, das Verfänglichste mit Anstand zu sagen. Höchstens daß sie über einen etwas gewagten Witz ein leises, leises Lächeln von Ironie haucht und mit halbzugeblinkten Augen andeutet, wie gut sie verstehe, was sie uns in aller Unschuld sagt. Endlich hat Charlemagne ein Mittel gefunden, Indiana's Thür zu öffnen. Sie kommen überein, diese Thür nie wieder zu schließen.

Der schöne Kistenablader fällt überwunden in die Arme des Husaren. Mit der über die Augen gelegten Hand deutet die Dejazet an, was der fallende Vorhang verbirgt. Leb wohl, Indiana! Erheitre eine Welt, die Du nicht mehr zu lieben scheinst!

Vierter Brief.

Paris, den 16. April 1842.

Am verwichenen Sonntag fuhr ich mit der Eisenbahn nach Versailles. Die mildeste Frühlingsluft, der schönste Sonnenschein begünstigte die Fahrt. Von dem geschmackvoll eingerichteten Bahnhofe des rechten Ufers kommt man in etwas mehr als einer Stunde nach der weltberühmten erinnerungsreichen Residenz des vierzehnten und funfzehnten Ludwig. Die Fahrt geht langsam. In St. Cloud stiegen die aus, die hier schon ihre Sommerwohnungen bezogen haben. Das Thal von St. Cloud ist ein lieblicher, ländlicher Aufenthalt.

Ich verehre Alles, was mit der Geschichte verwitterte. Ich ehre diesen Sturm und Regen der Jahrhunderte, der über Hütten und Paläste den grauen Schleier des Alters legt. Versailles hat gesündigt und gebüßt; warum es anklagen? Die Hand der Revolution ging schonend über diese Grotten und Tempel hinweg; warum an diesen Steinen nur den Schweiß der Völker

sehen, der sie kittete: warum sich erzürnen über eine Periode, die gerichtet ist!

Drei große Alleen führen auf die Höhe des versailler Schlosses. Links und rechts die alten Gebäude waren Marställe und Remisen, waren Gastwohnungen für die Dienerschaft fremder Herren, die nach Versailles kamen, um anzubeten und zu staunen. Hier wurden Schönheiten untergebracht, ehe der Weg gebahnt war, sie aufs Schloß zu bringen. Hieher wurde verbannt, was sich oben vor dem eifersüchtigen Blicke der Favoritinnen verbergen mußte. Welche Erinnerungen! Welche Poesie hier selbst im Kleinsten und Unscheinbarsten! Vergebens bannt man vom Auge die gaukelnden Gestalten jener vergangenen Zeiten fort. Immer rollt vor ihnen ein Gewühl von goldnen Staatswagen, mit bunten Läufern und Heiducken, rauschen die seidnen Gewänder über die marmornen Treppen, widerhallend von den Stelzschuhen dieser bewunderten, mächtigen Weiber. All diese Einsamkeit, diese Öde belebt sich! Zu den Statuen sieht man die Urbilder, zu den Helden die Gelehrten, die ihre Thaten feierten, zu den Frauen die Dichter, die ihrer Schönheit schmeichelten. Man lächelt, daß uns von allen Seiten Schriften und Bilder an Louis Philipp erinnern sollen, an Louis Philipp, der aus Versailles ein Gemäldemuseum gemacht hat.

Man blickt noch ein Mal rückwärts, um vom Ein-

gangshofe des Schlosses die großartige Aussicht zu genießen. Man schreitet durch zwei marmorne Bilderreihen alter französischer Krieger an der Capelle rechts durch einen Corridor, man betritt den Garten, den berühmten Garten von Versailles. Die tiefblaue Luft über uns, links die begrenzende Hügelkette, der Blick hinunter in den Frühlingsschimmer der Alleen, fern am Rande das saftige Wiesengrün, man glaubt dies Alles schon einmal gesehen zu haben. Man erinnert sich der hundert Nachahmungen von Versailles in den deutschen Markgrafschaften und alten geistlichen Bisthümern, man denkt an Schwetzingen, an die vielen Monrepos und Monmirails, die Solitüden und Sanssoucis. Versailles aber steigt als das kühn entworfene, groß gedachte Musterbild noch höher vor unsern Augen auf. Diese Dimensionen, diese Fronten, diese Wasserbecken mit den lieblichsten Erfindungen der Bildhauer, diese Riesentreppe, diese blendenden Marmorstatüen, diese endlosen Fernsichten! Die Großartigkeit der Maßstäbe überwältigt uns, die Frühlingsluft erweitert die Brust, überwunden und geblendet folgt man träumerisch dem spielenden Sonnenstrahl.

Wie sinnig die in Bronze ausgeführten Ideen zu den großen Wasserstrahlen, die am ersten Mai springen werden! Die Bronze im glänzendsten grünen Lüstre, wie ein schweizerischer Bergsee. Die Gruppen sinnig

vertheilt, schalkhaft erfunden und meisterhaft ausgeführt. Wie lieblich am Springbrunnen der Terrasse die beiden Knaben, die nach einem Vogel greifen! Man übersieht die geschmacklos verschnittenen Bäumchen, die rechts und links den Weg von der Terasse herab besetzt halten. Man betrachtet die putzigen kleinen Laubkegel als Staffage zu den übrigen Reizen der Kunst und Natur, betrachtet sie wie jene drolligen Metamorphosen lybischer Bauern in mundaufsperrende häßliche Frösche, die, wenn die Wasser springen, die in der Mitte thronende Diana mit dem Erguß ihres Zornes bespritzen. Man betritt die große Allee mit ihrem, in der Mitte ausgebreiteten grünen Wiesenteppich. Rechts und links die schlanke griechische Götterwelt. Alle süßen Geheimnisse der Mythologie sind hier durch den Meißel der Bildner verrathen, die tausend und einen Liebschaften der großen Götter, die Umtriebe, Abenteuer und Mädchenraube der kleinen. Wie die Faunen durch die Büsche lauschen, wie die Satyrn hüpfen, um die badenden Nymphen zu überraschen! Mancher dieser zottigen Waldgötter hat eine frappante Physiognomie. Es sind keine arkadischen Griechen, es sind Petitmaitres von Versailles. Es sind die Züge der gesuchtesten Roués der Höfe von Ludwig XIV. und XV., die die Bildhauer hier verewigt haben, sowie man unverkennbar an vielen der geraubten Proserpinen

und überraschten Dianen die Züge der Maintenon und Montespan erkennen wird.

Leichte, üppige, frivole Welt! Sie endete mit einem Schaffote; warum soll man sie verdammen? Warum nicht über jenes wandernde Fräuleinstift lächeln, das zu zwei und zwei geschart, angeführt von einer grün bebrillten alten Bonne, durch die Alleen schreitet, sich niederläßt zwischen einer reizenden Venus und einem adlergetragenen lieblichen Ganymed, um in Thomas a Kempis, Fenelon oder einem Bildungsbuche der Madame Guizot zu lesen? Warum soll man sich in diesem Marmorglanz und Blütenschimmer, unter diesem blauen Himmelsdach, in diesen spielenden Sonnenatomen, im Abglanz der blitzenden Strahlendecke des Bassins nicht eingestehen, daß es schön sei um eine Welt der Dichtung, schön um den ionischen Himmel der Idealität, schön um eine Auffassung des Lebens von der Sonnenseite der Kunst und Natur.

Durch eine Pforte, an einem Häuschen vorüber mit der lächerlichstörenden Inschrift: Secours aux noyers (wer wird sich hier ertränken!) tritt man in die wilden Parthien des Parkes ein. Hatte im Garten, den wir eben verließen, die Natur unter der Scheere des Laubbildners geseufzt und war sie ihr durch manche freie Anomalie doch zuweilen neckisch entschlüpft, so war sie hier losgebunden und dem eignen Triebe überlassen.

Man kommt zum großen und kleinen Trianon, den Privatzaubergärten jener Armiden, die einst die Könige von Frankreich zu Sklaven einer nicht gut geschlafenen Nacht, zu Sklaven ihrer Migräne machten. Es sind unscheinbare kleine Häuser, bedeutend nur durch die Erinnerung. Hier ertheilte die Maintenon Audienzen, hier hörte sie die Vorlesungen der Dichter und moralisirte, als sie nicht mehr lieben konnte, hier badete sich in den dunkeln Rococogemächern die Dübarry und salbte mit duftendem Öl jene schönen Haare, die ihr höhnisch der Henker wegschnitt, als sie den üppigen, weichen Körper auf das Bret der Guillotine legen mußte. Es flüstert hier in den Bäumen nach dem Kosen der Liebe, es raschelt in dem noch vom Herbst gebliebenen Laube nach Intrigue.

Die Revolution hat sich an den alten fränkischen Königen vergriffen, hat ihre Gebeine aus den Särgen von St. Denis gerissen, hat Statüen niedergerissen, hat die Bildwerke der Kunst verstümmelt, ihnen die Arme und Nasen abgeschlagen, nur an Versailles ist sie vorübergegangen. Sie hatte Versailles vergessen. An dem Tage, wo die pariser Nationalgarde gewaltsam die königliche Familie von Versailles nach den Tuilerien abholte, war diese verloren, Versailles gerettet. Man dachte nicht mehr an die Schale, da man den Kern hatte. Wie man kostbare Möbel gegen Staub bedeckt,

so lag auf Versailles dreißig Jahre eine Hülle. Napoleon haßte Versailles, weil er die Unsittlichkeit haßte, die Bourbonen lüfteten die Decke ein wenig, Louis Philipp wagte es, sie ganz zu heben, indem er aus Versailles ein Gemäldemuseum machte. Die Dynastie Orleans kann wieder von Versailles sprechen. Der junge Herzog von Orleans spricht von Horace Vernet, Scheffer und David und denkt dabei an das kleine Trianon. Als er sich mit der Prinzessin von Mecklenburg vermählte, feierte man ein großes Fest in jenem berühmten Ballsaale, auf dem sich die ersten Symptome der Revolution gezeigt hatten. Man räumte den Saal für das Fest des jungen Brautpaares auf und fand ihn so, wie ihn die Revolution verlassen hatte. Noch sah man auf der Erde die Spuren des militairischen Bankettes, sah Lichtstumpfe, zerbrochne Gläser, Champagnerkorke, sah die zertretenen Cokarden der Gardes du Corps und die festlichen Bänder der Offiziere des Regiments von Flandern. Die Dynastie Orleans hat Alles wieder scheuern, putzen und sauber anstreichen lassen. Noch wohnt sie nicht hier, aber es wäre ein welthistorischer Moment, wenn eines Morgens der Herzog von Joinville zu seinem Vater käme und sich das kleine Trianon zum Sommeraufenthalt für Dem. Rachel ausbäte! Diese Miene von Louis Philipp! Dieser Fluch, den er auf das Gelüst des jungen Seefahrers schleudern

würde! Der alte vielgewanderte Ulysses würde das Fenster aufreißen und sagen: „Siehe, dort auf jenem Platze wurde Philipp Egalité, mein Vater, guillotinirt! Willst Du noch das kleine Trianon haben?“ Der Prinz von Joinville würde sich seine Halsbinde lüften, in aller Stille das Fenster zumachen, seinem neufoundländer Hunde pfeifen und ohne alles Geräusch im Wald von Vincennes auf die Entenjagd gehen.

Das Museum von Versailles erläutert in Bildern die Geschichte von Frankreich. Die Säle muß man schockweise, die Bilder nach der Elle messen. Viele dieser Darstellungen haben nur Tapetenwerth. Es sind einige Meisterwerke darunter, die Mehrzahl gehört zu dem Genre von Gemälden, das man alte Schildereien nennt. Nur mit Mühe erwehrt man sich der Vorstellung von einer fabrikartigen Anfertigung dieser Bilder. Und doch sind es nur gesammelte, allmälig, in langen Zeitzwischenräumen aufgespeicherte Beiträge zu einem und demselben Zweck. Mit Clovis und Dagobert fangen diese Erinnerungen an. Die Schlacht bei Zülpich, die Thaten Karls des Großen, die Kreuzzüge, die Jungfrau von Orleans, die Ligue und Fronde, die Schlachten am Rhein, bis zur Revolution, bis auf Napoleon, bis auf die Einnahme von Antwerpen und Constantine; kein Gefecht, kein Scharmützel ist vergessen. Es macht einen Eindruck wie ein Orbis pictus für

Kinder. Man kann diese Galerie als Schlachtenfibel für den Unterricht in der Geschichte benutzen. Man sollte die Gymnasien von Paris hierher führen, um sie auf eine amüsante Weise die Geschichte zu lehren. Für die Geschichte Napoleon's wimmelt es an Verherrlichungen. Da ist kein Fort, keine Brücke, keine Schanze vergessen, die seine Armeen genommen haben. Napoleon's Einzug in Berlin, Napoleon in Potsdam, Napoleon im berliner Schloß, Napoleon und die Fürstin Hatzfeld, Napoleon und die Königin Louise in Tilsit, alle russischen Siege bis zum Brande von Moskau. Von da an wird die Geschwätzigkeit dieser Malerpinsel etwas einsilbiger und es könnten gegen die Vernets, Gros, Gerards, Scheffers, Lenglois, Beaumes, die Wachs, die Schadows, die Begas, die Cornelius sich einstellen, wenn diese Herren nicht Madonnen, Heilige, Nixen und alte Hünen zu malen vorzögen. Die Schlachten von Lützen und Bautzen im Anfang der Befreiungskriege sind noch dem Ruhm des napoleonischen Adlers vorbehalten. Bei Lützen sind die Preußen noch im Costüme von Jena gekleidet. Ich entdeckte nichts von den jungen preußischen Freiwilligen, die hier zu hunderten fielen, nichts von den jungen berliner Turnern, die hier ihre erste Waffenprobe ablegten. Auf Lützen folgt in schnellem Sprunge die Schlacht von Hanau, einige kleinere Gefechte in Frank-

reich und mit No. 949 des Katalogs: Les adieux de Fontainebleau.

Die Dichter sind doch nur Schmeichler, aber feile Miethlinge sind die Künstler. No. 950. Louis XVIII. in Calais. No. 951. Louis XVIII. in den Tuilerien. Dieselbe Leinwand, dieselben Farben, dieselben Lichter und Schatten, ob Napoleon oder die Bourbonen, wenn nur die Perspective richtig ist! Unglücklicherweise war aber die Restauration sehr unmalerisch. Dieser behäbige Lateiner, Louis XVIII., der sich in seiner Bibliothek abmalen läßt. Er sinnt über Etwas, das er niederschreiben will. Nicht etwa einen freisinnigen Ergänzungsartikel der Charte, nicht etwa das großmüthige Protokoll einer Entsagung auf Entschädigungen, sondern den Entwurf einer lateinischen Inschrift im Lapidarstyl. Der einzige pittoreske Moment der Bourbonen ist ihre Abreise. Ludwig XVIII. flieht vor dem rückkehrenden Napoleon bei Nacht nach Gent. Der Schein einer Laterne erhellt das düstre Gemälde, erhellt die Mienen der ihn Umstehenden. Bestürzung auf allen Gesichtern und die verdammte Portraitähnlichkeit! Es sind dies alles bekannte noch lebende Physiognomien, die hier täglich vor dem neugierigen pariser Volk als „Männer von Gent" dem Martyrium der Unpopularität sich preisgeben müssen. Endlich kommt der weißröckige Karl X. mit seinem ewig geöffneten Munde, die Ölfläschchen- und Oriflam-

menkomödie von Rheims, wo alle diese legitimistischen Häupter im mittelalterlichen Festesornat sich wie Kartenkönige und Kartenbuben ausnehmen, dann sogar Erinnerungen an jenen kläglichen spanischen Interventionskrieg, wo man Bivouaks- und Vorpostengefechte als Schlachten verewigt dargestellt sieht, Navarin, die Einnahme von Algier, Triumphzüge und Fanfaronaden aller Art, bis zur Julirevolution. Diese ist in ihren wichtigsten Momenten und Folgen von den bedeutendsten Malern wiedergegeben, leider aber auch hier mehr das Ceremonielle und Dekorative der Ereignisse vor dem eigentlich Poetischen und Charakteristischen bevorzugt. Die Akte zur Herstellung der Freiheit sind gegen die zur Herstellung der Ordnung hintangesetzt. Überall Louis Philipp, nie das Volk. Überall die Gewalt, schwörend, versprechend, beeidigend, und die Masse nur in Uniform, nur als Nationalgarde, nur als Munizipalität, als Deputirten- und Pairskammer. Dann der kleine Ruhm von Antwerpen. Verewigt sind jene denkwürdigen Momente eines Ausmarsches, einer abgehaltenen Revue, eines prinzlichen Rittes durch die Tranchéen, die Momente einer Kugel, die beinahe hätte tödtlich werden können, ganz schon wieder in dem prahlerischen und servilen Geiste der Restauration. Nur ein Zimmer hat mich hier noch wahrhaft interessirt.

Es ist dem Grabe, dem wirklich ernst gemeinten Grabe des jungen Frankreich gewidmet, Algier.

Sicher ohne es zu wollen, hat Louis Philipp in der Eröffnung des Algier-Saales eine neue Epoche angedeutet. Es ist das junge Frankreich, das sich hier für eine unnütze Eroberung verblutet. Freundliche Helle beleuchtet den Saal. Das von obenherein fallende Licht hebt die frischen Tinten der Bilder noch höher. Die Figuren, die Bäume, die nackten Felsen auf diesen Gemälden werfen keinen Schatten und verrathen dadurch, wie hoch die Sonne hier stehen muß, wie glühende Strahlen sie wirft. Und trotz dieser nackten Steine, trotz dieser brennenden Hitze, klettern die jungen französischen Regimenter muthig zu den Wällen der wilden Felsennester hinan, richten ihr Geschütz, legen Bresche und pflanzen die dreifarbige Fahne auf die mit dem Säbel in der Hand eroberten Schanzen. Die jungen Tirailleurs und Scharfschützen in ihren blaugrauen Röcken, mit den rothen Pantalons, lauter kleines, aber gedrungenes und an Ausdauer und Entbehrung gewöhntes Volk, tragen fast noch alle die Nummern der jüngsten Conscriptionslotterie an den spitzlaufenden Casketts, die jungen Unteroffiziere schielen nach den Epauletten der Offiziere, die Offiziere nach den Cordons der Generale. Mit gezogenem Säbel schreiten die gebräunten jungen Helden ihren Colonnen voran; sie kommen eben erst

aus der Artillerieschule von Nancy, aus Metz, aus dem polytechnischen Institut von Paris. Diese junge Soldateska Frankreichs, die sich hier aus Hinterhalten so oft meuchlings von den Beduinen schlachten lassen muß, hat etwas Studentikoses: man sieht, sie gehören alle zur Partei des National. Sie schreiben Berichte an Armand Marrast über den Gang der afrikanischen Angelegenheiten, über die Indolenz der Oberoffiziere, über die Grausamkeiten Negrier's. Sie würden kassirt, käme es heraus. Aber auch die Oberoffiziere werden durch Algier liberal. Bügeaud, der im Duell einen freisinnigen Deputirten erschoß, der „Schlächter der Rue Transnonain", wie man ihn nennt, Bügeaud, der sich aus Gefälligkeit für den Hof, der ihm schmeichelte, den brutalsten Excessen militairischer Gewaltthätigkeit hingab, bereut jetzt, was er that, und schließt sich dem militairischen Liberalismus des „National" an. Man ersieht an diesen bildlichen Darstellungen aus dem jungen Kriegerleben Frankreichs, daß die eigentliche Kraft der französischen Armeen doch von jeher in ihrer Beweglichkeit, in ihrer Marschfertigkeit, in ihrer Ausdauer, ihrer Mäßigkeit, ihrem heitern Sinne, ihrem demokratischen nationalen Bande zwischen Befehlenden und Gehorchenden, ihrer Elasticität, in ihrem von oben bis tief unten herab sich verzweigenden Esprit de Corps gelegen hat.

Meine letzten versailler Stunden gehörten St. Marc

Girardin. Im Schoß seiner traulichen Familie, an dem abendlich noch immer nicht zu entbehrenden Kaminfeuer, unter kleinen lieben Kindern, die um acht Uhr artig das Händchen geben und gute Nacht sagen, sah ich, daß man bei den Seinen auch in Frankreich glücklich sein kann. St. Marc Girardin, der geistvolle Professor der französischen Literatur an der Sorbonne, Staatsrath im Ministerium des Unterrichts, gründlicher Kenner der pädagogischen Literatur Deutschlands, lebt seiner Gesundheit wegen einige Sommermonate in Versailles. Durch die Eisenbahn gehört Versailles zur Banlieue von Paris. Schnell führte sie mich in die belebte Welthauptstadt zurück. Es war ein sternenklarer, mondheller Abend. In flimmerndem Zauberglanze verschwand Versailles vor meinen Augen. Es blieb zurück mit seinen Erinnerungen, schweigsam, stumm und todt, umwoben vom Mondenlicht, beschattet von der Nacht.

Stummes Grab der Zeiten, du führtest mich zu den beredteren Gräbern der Menschen! Auch auf dem Père la Chaise war ich, auf dem Calvarienberge der Unsterblichen. Beschattet von Fichtenbäumen und Trauerweiden zieht sich in schlängelnden Windungen der steinige Pfad hinauf, den Tausende erklommen, um hier auf immer auszuruhen. In Versailles verbirgt sich schüchtern und ängstlich die Erinnerung, hier ruft sie frei und offen den Wandrer mit Immortellenkränzen

und goldnen Inschriften an. Der Père la Chaise, fast nur berühmten und verdienten Männern gewidmet, hat nichts Geschwätziges, nichts Ruhmrednerisches. Man sieht die Thaten und vergißt die Schmerzen nicht. Wahrhaft große Männer sind nie glücklich gewesen. Wie viele dieser Halmen sind mit Thränen benetzt, wie viele dieser Lorbeern drückten sich auf Stirnen, die der Gram feuchte, auf Scheitel, die die Sorge bleichte! Der Ruhm, den man oft hassen muß in den Annalen der Geschichte, wo nur die großen Männer schimmern, die guten im Schatten stehen, man gewinnt ihn wieder lieb auf dem Père la Chaise, auf diesem Gottesacker, der mit seinen blühenden Terassen, seinem ätherischen Blumendufte, einer andern Welt gehörend, auf den wüsten Lärm von Paris herniederblickt!

Der Friedhof des Père la Chaise erhebt sich hinter der Vorstadt St. Antoine am östlichen Ende von Paris. Es ist theuer, auf diesen geweihten Boden zu kommen. Wem seine eignen Mittel unmöglich machen, hier zu ruhen, der hat Freunde, Anhänger, Bewunderer. Wieviel berühmte Männer starben nicht und ernteten erst im Tode die Anerkennung, die man ihnen im Leben versagte! Nähert man sich der entlegenen Ruhestätte, so wird man unwillkürlich Alles, das uns begegnet, auf den Tod beziehen. Eine lange öde Straße führt von der Julisäule zu den Gräbern des la Chaise hinauf.

Le Capitole las ich in einem Winkel mit Riesenlettern hingemalt. Auch ein Todter! Ein Journal, das die Polizei im napoleonischen Sinne stiftete, um zu ersehen, wer diese Tendenz unterstützen würde. Der Redakteur, Herr Dúrand vom Journal de Francfort, war ein Spion, ohne es zu wissen. Als dem Capitole eines Tages vom Kaiser von Rußland 40,000 Franken geschickt wurden, wußte Louis Philipp, was er wissen wollte, und hob das Journal auf. Die Gräberstraße ist lang genug, um über diese Art von Politik sich seine eignen Gedanken auszuspinnen. Weiter hinauf mitten unter dem Staub der hier gemeißelten Grabeskreuze und Denksteine liest man in großen Lettern an einem Hause: Deutsch, den Namenein es Handwerkers! Man erschrickt, dem lieben vaterländischen Namen gerade hier unter den Todten zu begegnen. Endlich sieht man noch zwei große Häuser, die für die Aufnahme sittlich verwahrloster Kinder bestimmt sind. Es sind Leichenhäuser für die Lebendigen.

Man betritt den Friedhof. Ein Führer wird uns geleiten und die besuchtesten Stellen zeigen. Es ist nicht Alles Ruhm, was wir hier begraben finden werden. Dort in dem ersten kleinen Tempel liegen die Gebeine des Herrn Moses von Eichthal! Es ist auch das Geld, auch das Amt, das sich hier begrabeu läßt. Störender Gedanke, bei jedem Imortellenkranz erst zu

fragen: Verdienst du ihn auch, der du hier begraben liegst! Man wendet sich rechts. Ein gothisches Monument fesselt unsere Aufmerksamkeit. Vierzehn kleine Säulen tragen zehn Bogen, über welchen sich Karnieße mit Blumen verziert befinden. Hier liegen die Reste von Abälard und Heloise. Zum ersten Mal vereint nach der an dem Geliebten begangenen Greuelthat; aber nur ihre Knochen küssen sich, ihre Asche ist in Eins geflossen. Für die Leiden des Genies, für die auf den Père la Chaise schlummernden großen Gedanken und großen Schmerzen konnte es keine symbolischeren Heiligen geben, als Abälard und Heloise.

Auf dem ersten Hügelvorsprunge ist das Denkmal Casimir Perier's. Für einen Mann, der weder zerstörte noch schuf, für eine Kraft, die nur bändigte, zähmte, aufhielt, für den Ausdruck einer Epoche, die diese zähe Kraft nur zum Organ ihres Bedürfnisses nach Ruhe und Sammlung machte, ist dies weitschweifige Denkmal viel zu prahlerisch.

Um Perier's Standbild her stehen einfache, aber bedeutendere Grabmäler. Einfache Büsten bezeichnen die Stätte, wo die Schädel Fourier's und Gall's, des Schädellehrers, ruhen. Das Grab des Hieroglyphenentzifferers Champollion bezeichnet ein Obelisk. Eine Trauerweide lehnt sich über einen Denkstein, unter dem die Duchesnois ruht. Sie war bedeutender im Lust- als

Trauerspiel; doch da es schwer ist, die komische Muse auf einen Kirchhof zu bringen, so hat man auf dem Basrelief Melpomene um sie trauern lassen. Ein anderes Basrelief zur Rechten schildert jene kühne Befreiung Lavalette's durch seine Gattin. Er selbst, der Gerettete, liegt unter diesem Würfel. Nebenan ist Platz für seine noch lebende Retterin gelassen.

Zahllos sind die Denkmäler für die militairischen und administrativen Berühmtheiten des Kaiserreiches. Ein Sarkophag von weißem Marmor mit zwei Figuren des Ruhmes, die die Büste des Marschalls Lefebre bekränzen. Ein hoher Obelisk, gewidmet dem Marschall Massena. Ein Altar, gewidmet dem Marschall Suchet. Düster und dunkel liegt abseits vom Wege in einem eingezäunten Raume Marschall Davoust. Unter Rasen und Fichten schläft der erschossene Ney. Von den Zweigen des düstern Nadelholzes brechen unzählige Fremde kleine Stäbchen zur Erinnerung ab. Molière's und Lafontaine's Denkmäler stehen dicht nebeneinander. Der Fuchs, der auf dem Cenotaph des Fabeldichters steht, hätte seinen Schweif auch noch auf Molière's Grab ausstrecken können. Zwischen dicht gesäeten Grabmälern, einer rechten Todesernte, saß eine verschleierte Dame und zeichnete die Büste des Malers Gros, der sich in der Seine ertränkt hat. Man kennt die Ursache dieses Selbstmordes nicht; wer weiß, ob der Griffel der trauernden

Dame sie nicht niederschreiben könnte? Die von Fieschi's Höllenmaschine zerschmetterten Gebeine des Marschalls Mortier (Duc de Treviso) birgt, um sie noch im Tod zu schützen, ein düsterer verschlossener Tempel. In Lebensgröße steht General Foy und redet die Kammer an. Eine Nationalsubscription hat ihn in einer etwas theatralischen Stellung hierher verpflanzt. Das reizendste Denkmal des ganzen Kirchhofs, ein kleiner griechischer Tempel aus reinstem Marmor, gehört einer Russin. Daß Frau von Demidoff, geborne von Stroganoff, auf den Gedanken kommen konnte, sich unter der Fülle von Ruhm und Verdienst um die Menschheit hierher so glänzend betten zu lassen, wollen wir ihr verzeihen, wenn sie zu Denen gehörte, die den Ruhm zu würdigen wissen. Auch mit Geschmack zum Publikum zu gehören, ist ein Talent, das Belohnung verdient. Der reiche Porzellanfabrikant Schölcher, ein Elsasser, hat seine Stelle durch die sinnige Idee seines Denkmals verdient. In Hautrelief ließ er sich links als Arbeiter mit aufgekrämpten Aermeln, rechts als Fabrikbesitzer und Rentier abbilden. Es liegt in diesem Symbol des belohnten Fleißes eine tröstende Ermunterung für die arbeitenden Klassen. Ein reicher Kupferschmied aus Paris hat sich durch keine so hübsche Idee in die Gräberreihen der großen Männer eingekauft. Wenn es die Art berühmter Männer ist, daß sie viel Lärm in der Welt

machen, dann kommen ihnen allerdings die Kupferschmiede am nächsten.

An einem Abhange, von dem aus man die lachendste Aussicht auf Vincennes, die Vorstädte und Paris genießt, an einem Hügelvorsprunge, wo sich oben von dem zerbröckelten Lehmboden hinunter eine grüne Wiesenfläche in das Thal zieht, stand ich mit schmerzlicher Rührung. Zu meinen Füßen las ich auf einem einfachen horizontalen Denkstein die Worte: „Ludwig Boerne.“ Es ist die schönste Aussicht des Père la Chaise und das ärmste Grab. Im Schatten eines stolzen englischen Monumentes, nicht fern von dem Denkmal eines Postverwalters, ist ein kleines Streifchen Erde mit einem schwarzen Holzgeländer umzirkelt. Den platten Boden bedeckt ein Stein mit Boerne's Namen, darauf einige verwitterte Immortellenkränze. Es ist nicht vergessen das Grab, aber auch nicht gepflegt. Eine einzige liebende Hand kann nicht vollbringen, was eine Nation vollbringen sollte. Jeder Fußbreit Erde auf dem Père la Chaise verräth die würdige Verehrung, die Frankreich vor seinen großen Geistern hegt. Arm und kümmerlich ruht dort ein deutscher Schriftsteller! Wenn der Regen strömt, weicht sich der Lehmboden auf. Von dem großen Marmorwürfel, der rechts einer englischen Nullität errichtet ist, fließt es stromweis auf die bescheidene Stätte Boerne's, lockert den Boden auf und

dringt es feucht bis zum Sarg hinunter. Es muß ein Ueberbau, wenn nicht eine ehrende, doch eine schützende Erweiterung dieses allzudürftigen Grabmales ausgeführt werden. Dicht neben Boerne ist ein noch unbenutzter, aber schon abgezirkelter Grabesraum. Ich ahne fast, wer hier einst zu ruhen wünscht. Aber soll Boerne unter Denen, die ihn liebten, leiden? Soll Boerne's Gedächtniß in einer Familiengruppe untergehen? Wir Deutschen übersetzen Alles aus dem Französischen, man lasse den Franzosen ihre Grabmäler, man lege Abälard und Heloise nicht zum zweiten Mal auf! Es wäre der nächsten Erben Boerne's würdiger, einen Bericht über das Denkmal, über David's Büste, über den Betrag der noch nöthigen oder schon eingegangenen Gelder zu geben und dadurch das Andenken des freisinnigen Schriftstellers mehr zu ehren, als durch Pasquille in Frankfurt und Ohrfeigen in Paris.

Eh' ich ahnte, daß ich einst Dein Leben schreiben würde, sehnt' ich mich, Dich zu sehen, guter Boerne! Nun steh' ich an Deinem Grabe und denke der trüben Zeiten, die Du erleuchtetest, denke Deiner Palmen, denke Deiner Dornen. Schlummere sanft bis ans Ende der Tage!

Fünfter Brief.

Paris, den 18. April 1842.

Der Zufall spielte mir vor einigen Tagen ein Packet Brochüren in die Hände, unter dem Titel: „Der Hülferuf der deutschen Jugend. Herausgegeben und redigirt von einigen deutschen Arbeitern", und eine Fortsetzung dieser periodischen Schrift, unter dem Titel: „Die junge Generation". Beides sind Monatschriften, die von dem Schneider Weithling, einem gebornen Magdeburger, jetzt in Vevey am Genfersee, früher in Genf selbst, herausgegeben werden. Ein deutscher Schuhmacher in Paris, Namens Bauer, verkaufte diese kleinen Brochüren an die zahlreichen deutschen Arbeiter in Paris; in London werden sie bei Karl Moll verlegt, wahrscheinlich auch einem Handwerker.

Man hat, glaub' ich, diese Schriftchen in Deutschland verboten. Das Nachtheilige solcher Verbote liegt besonders auch darin, daß man die Schriften, die dadurch außer Cours kommen, nicht widerlegen kann. Weith-

ling und seine Mitarbeiter würden durch eine Discussion zu Schriftstellern werden, durch das Verbot sind sie Märtyrer und Propheten. Es ist weit leichter, behaupten, als sich vertheidigen. Weithling borgt die Ideen von den französischen communistischen Schriftstellern, belebt die Theorien der Communauté, der „Gemeinschaftlichkeit", durch die allerdings oft trübe deutsche Handwerkererfahrung, und hat sich im Verlauf seiner schriftstellerischen Thätigkeit eine solche Gewandtheit im Darstellen erworben, daß ich nicht begreife, warum er sich nicht längst Journalist, sondern immer noch Schneider nennt.

Weithling beginnt das Programm seines Hülferufs unter andern mit den derben Worten: „Auch wir deutschen Arbeiter wollen eine Stimme erheben für unser und der Menschheit Wohl: damit man sich überzeuge, daß wir recht gut Kenntniß von unsern Interessen haben, und, ohne von lateinischen, griechischen und kunstgemäßen Ausdrücken aufgeschwollen zu sein, recht gut und zwar auf gut deutsch zu sagen wissen, wo uns der Schuh drückt und wo Bartel Most holt." In einem Aufsatz: „Bitten, Betteln, Fechten", erkennt man den ehemaligen reisenden Handwerksburschen. Weithling schildert hier in ergreifenden Farben das Elend des auf der Landstraße pilgernden, arbeitslosen, von Gensdarmen wie ein Spitzbube verfolgten Handwerksgesellen. Er schildert die empörende Impertinenz deutscher Paßbüreaus, wo ich oft

oft mit einem schneidenden Messer im Herzen mit angesehen habe, wie diese armen Wanderer von den Beamten mishandelt werden, wie der bairische Polizeivoigt den würtembergischen Handwerker, der würtembergische Aktuar den hessischen, der hessische den hannöverschen andonnert, verflucht, zu allen Teufeln wünscht und ihm mit Gensdarmen und dem Loche droht. Das einfache „Halt's Maul!" ist gegen Handwerksburschen Höflichkeit: ein kurzes, vornehm abschneidendes: „Schon gut!" liebevolle Zuvorkommenheit. Da, wo Weithling das Elend und die Entwürdigung der arbeitenden Klassen schildert, ist seine Darstellung, wenn auch zuweilen noch so unlogisch und überleidenschaftlich, doch der Beachtung werth. Wenn er sich aber in den Communismus verliert, wenn er den Franzosen ihre oft so hohle „soziale" Weisheit nachlallt, wenn er auf die Bibel den Katechismus der Menschenrechte pfropft und die Communion, die Einsetzung des Abendmahls, mit dem Communismus und der Einsetzung gemeinschaftlicher Mittagsmahlzeiten in Verbindung bringt, dann kann man ihm nicht mehr folgen. Die gelungenste Darstellung dieser Blätter ist unstreitig „Paris im Jahre 2000". Ich zweifle fast, ob diese mitunter witzige und geistvolle und jedenfalls durchgängig recht brav stylisirte längere Abhandlung aus Weithling's Feder geflossen ist. Möglich. Pectus est, quod disertum facit, und ohne Zweifel schreibt

dieser Mann aus seiner eignen Brust. Aber die Hypothese, Paris und die Welt in einigen Jahrhunderten so umwälzen zu wollen, daß man nicht mehr weiß, was Geld, was Soldaten, was Nationen sind, die vielen unwahren, wenn auch noch so grellen Lichter, die in diesem anticipirten Gemälde der Zukunft auf die Gesellschaft der Gegenwart fallen, die blendenden Gaukelbilder einer radikalen Umwälzung der Lage des Arbeiterstandes und einer methodisch durchgeführten Gütergemeinschaft sind so vermessen, daß man diese unter den in Paris und der Schweiz arbeitenden deutschen Handwerkern um sich greifenden Ideen nicht verbieten, sondern wiederlegen sollte.

Die Fourieristen sprechen von einer Anziehung der Leidenschaften, d. h. von einer Neutralisation aller gesellschaftlichen Instinkte zu einer Harmonie des gesellschaftlichen Behagens. Die Communisten nehmen nicht, wie die Fourieristen, die Gesellschaft, wie sie ist. Sie gehen von dem gleichen Anrecht des Menschen auf alle Güter der Erde aus und wollen Jedem die Möglichkeit verschaffen, die Erde so zu exploitiren, wie nur irgend ein Anderer. Daß die Natur, auf die sie sich ewig berufen, dieser Ansicht gar nicht gewesen ist, kümmert sie nicht. Die Natur schuf wüste und fruchtbare Gegenden und warf auf die wüsten oft mehr Bewohner, als auf die fruchtbaren. Sie schuf weiße, schwarze und

gelbe Menschen und begabte sie mit den verschiedenartigsten Leidenschaften, mit den abweichendsten Bildungsfähigkeiten. Die Natur ließ die Menschen in hundert verschiedenen Sprachen reden und bestimmte dadurch selbst, daß sie die Unterschiede der Nationen wollte. Die Natur hat nach Himmelsstrichen und der Beschaffenheit des Bodens auch die Bedürfnisse verschieden gestaltet. Der Jäger in den Bergen bedarf eines andern Trunkes, als der Fischer am nebligen Meer. Den Einen schließen die Berge ein und die Freuden seines kleinen Thales machen ihn glücklich, während Die, die die Natur in der Ebene geboren werden ließ, mit unbefriedigtem Blicke in die Ferne schauen. Das Alles hat nicht die verdorbene Gesellschaft so geordnet, sondern die Natur, die doch die angebetete Reglerin, Ordnerin und Erhalterin des Communismus ist.

Freilich bietet unsre Gesellschaft die entsetzlichsten Unregelmäßigkeiten dar. In einem und demselben Volke, einem und demselben zum Wohle Aller geordneten Gemeinwesen, in einer und derselben Stadt, in einem und demselben Hause oft die erschütterndsten Gegensätze von Armuth und Reichthum, von Ueberfluß und Mangel am Nothwendigsten. Seit Jahrtausenden haben sich diese Unterschiede der Stände und diese ungleichen Vertheilungen der Lebensgüter gebildet, und eben so lange beschäftigen sich Menschenfreunde, Gesetzgeber, Religions-

stifter, Weltweise mit einer der allerdings freundlicheren Natur sich nähernden Ausgleichung. Bisher hat man die einzige Möglichkeit, das menschliche Elend zu lindern, in einer Verbesserung der Staatsformen gefunden. Zu allen Zeiten, wenn die materielle Noth um Hülfe schrie, hat man in dieser oder jener Form verknöcherter Einrichtungen geändert, die Sklaven und Leibeignen frei gemacht, die Steuern herabgesetzt, dem Adel seine Immunitäten genommen, den Zehnten der Geistlichkeit beschränkt, die Güter der Krone zum Eigenthum der Nation geschlagen, den Herrscher auf bestimmte Pflichttheile gesetzt, kurz sich, soweit es irgend durch Verständigung oder im äußersten Falle durch Gewalt möglich, allmälig aus den allzu verkünstelt und drückend werdenden Ueberlieferungen der Geschichte einem Ur- oder Natur- oder Vernunftstaate genähert, einem Staate, der nie war, vielleicht nie sein wird, der aber als Ideal mit reizender Symmetrie in der Vorstellung jedes freigewordenen Bewußtseins lebt. Die politische Opposition, wie sie an allen Enden Europas noch gährt und hier zu Verfassungen, dort zu ehrlichen Verwirklichungen der schon vorhandenen Verfassungen zu kommen sucht, hat nirgends ein bloßes Wohlbehagen an leeren Förmlichkeiten und leeren Rangstufen der Gesellschaft ausgesprochen, sondern überall ihre Ueberzeugung, daß nur auf diesem Wege der verbesserten Staatsformen auch

die gleichen Ansprüche jedes Bürgers an die Güter des Lebens, an das Licht der Freiheit und an seine Wärme, die Gleichheit, geregelt, nur so die klaffenden Wunden unsres gesellschaftlichen Körpers geheilt werden könnten.

Die Communisten haben diese politische Debatte ganz aufgegeben. Sei es nun, daß sie in ihr nur die Befriedigungen des persönlichen Ehrgeizes entdeckten, oder daß ihnen die Ergebnisse derselben nicht vollständig genug erschienen, sie übersprangen alle geschichtlichen Voraussetzungen, innerhalb deren sich noch die politische Opposition bewegte, hoben jede Verhandlung über Recht und Pflicht, über Mehr oder Minder auf und nivellirten das Hohe mit dem Niedrigen, Reichthum mit der Armuth. So hofften sie eine Durchschnittsexistenz zu finden, welche die Fourieristen die „allgemeine Mittelmäßigkeit" nennen. Der Haß des Communismus gegen den Republikanismus kommt dem Haß des letztern gegen die Monarchie gleich. Der Communismus versöhnt sich lieber mit einer absoluten Monarchie, die die äußere Form seiner breiten Existenzbasis sicherte, als mit einer Republik, wo nur das Talent allein sich auszeichnen könnte. Die in Paris erscheinenden Handwerkerjournale: l'Atelier, le Populaire, la Fraternité, stehen zum National in einem schroffern Gegensatze, als dieser zum Journal des Débats. Auch im Communismus selbst herrschen verschiedene Schattirungen. Die Einen wollen

mit Gewalt, die Andern friedlich verfahren, sodaß die vom Communismus bedrohte Gesellschaft vorläufig wenigstens den Vortheil hat, daß die neue Lehre über ihre praktische Einführung noch in ihrem eignen Schoße unschlüssig ist.

Die ersten Grundzüge des Communismus entwickelten sich in einer der fieberhaften Phasen der französischen Revolution. Damals, als man zu der neuen Erde einen neuen Himmel, zu dem neuen Menschen einen neuen Gott erfand, in jener wilden, siedenden Epoche von 1793—94 wurde dem Convent auch die allgemeine Gütergemeinschaft als das einzige Heilungsmittel der verdorbenen Gesellschaft anempfohlen. Die siegenden Ansichten ließen die Vertreter der unterliegenden guillotiniren. Baboeuf, ein Fälscher, ein entsprungener Gefangener, voll Geist aber und Unternehmungsmuth, schrieb damals im communistischen Sinne Pamphlete und Zeitschriften. Er wurde hingerichtet. Die theils flüchtigen, theils verbannten Anhänger seiner Lehre, besonders ein Italiener Buonarotti, wirkten ferner für die Verbreitung der communistischen Ideen. Der unreine Ursprung des Communismus verlor sich erst in dem Schmelzfeuer der englischen Philanthropie. Robert Owen gab der Lehre von der Gemeinschaftlichkeit der Güter eine dauernde Grundlage, führte sie auf die Grundsätze des Christenthums zurück und gab ihnen bei den Hand-

werkern und Fabrikarbeitern seines Landes eine praktische Anwendung. In Frankreich ist man erst durch den Umweg der St. Simonisten und Fourier's zum reinen Communismus gekommen. Jetzt greift die Lehre bei allen arbeitenden Klassen so gewaltsam um sich, daß sie die Aufmerksamkeit sogar der Denker erregt hat. Die Katechismen und symbolischen Bücher dieser Lehrer werden nicht mehr von dem beschränkten, unausgebildeten Talente der Handwerker verfaßt, sondern geübte Federn leihen ihr den Schimmer wissenschaftlicher Begründung und die einschmeichelnden Farben rhetorischer Ueberredung. Mit Widerwillen wirft man den communistischen Katechismus eines Richard Lahautière aus der Hand, mit Spannung schlägt man die Voyage en Icarie des ehemaligen Deputirten Cabet auf.

In Form eines Romans theilt der Verfasser dieses Buches alle Principien des Communismus mit. Ikarien ist ein fabelhaftes Land, wie die Atlantis des Thomas Morus. Der englische Lord Carisdall ist sehr unglücklich über die Welt im Allgemeinen und England insbesondere, er hört von einem Musterstaat in einem neu entdeckten Meere und schifft sich nach Ikarien ein, in ein Land ohne Douanen, ohne Gensd'armen, ohne Gefängnisse. Lord Carisdall lernt hier eine lebendige Verwirklichung des Communismus kennen. Wir folgen ihm auf seinen Wanderungen, durch die Felder und

Triften Ikariens, die Kaufläden, die Schulen, die Gerichtshäuser, die Waarenlager, die Boudoirs der Frauen, die Journalistik, die Bälle, die Hochzeitsfestlichkeiten, die Promenaden, Gottesverehrungen u. s. w. In einer, wie man sich denken kann, etwas langweiligen und sehr breiten Auseinandersetzung aller möglichen Lebensbeziehungen des Musterstaats lernen wir sämmtliche reine und angewandte Principien der Lehre von der Gemeinschaftlichkeit kennen. Diese lauten: Die Rechte des Menschen wären natürliche und gesellschaftliche, das natürlichste aber wäre das, naturgemäß zu existiren und alle seine physischen und geistigen Kräfte auszubilden. Jeder darf Das thun, was ihm selbst nützt, ohne daß es dem Andern schadet. Jeder darf heirathen, Jeder hat Anrecht auf die Familie, Jeder hat das Recht, so gelehrt wie Baco, so weise wie Sokrates zu werden. Keiner ist in diesen Rechten bevorzugt, denn der Stoff, aus dem der Mensch geschaffen ist, ist bei jedem derselbe. Die Natur hat den Begriff des Eigenthums nicht erfunden, sie wächst, sie blüht Allen; ihre Früchte locken Jeden und wollen Jeden erquicken. Die Natur lehrt nichts als die Gemeinschaftlichkeit. Die Gleichheit ist eine relative, wer zu seiner Existenz mehr bedarf als der Andere, muß es haben. Lord Carisdall sagt uns nicht, daß, wenn Einer zwei Portionen braucht, ein Anderer sich doch schon mit einer halben begnügen müsse!

Freilich geht der Communismus von der Idee aus, daß die Erde mehr gibt, als wir brauchen; er beginnt eigentlich erst mit der Reglung und gleichen Eintheilung Dessen, was auf der Erde überflüssig ist. Es gibt für Niemanden in der Gesellschaft etwas Ueberflüssiges, sagt er, sobald einem Andern das Nothwendige fehlt. Den natürlichen Rechten des Menschen entsprechen die natürlichen Pflichten. Gesellschaft nennt man eine Vereinigung von Menschen, die sich die wechselseitige Bewahrung ihrer Rechte zu ihrer wechselseitigen Pflicht gemacht hat. Eine solche Gesellschaft muß eine freie sein. Die Nationalität ist nicht die Grundlage einer solchen Gesellschaft, eben so wenig der gegenwärtige Staat. Bei uns leben die Einen in Ueberfluß, ohne zu arbeiten, und die Andern, die nur arbeiten, haben nicht einmal das Nothwendige. Bei uns ist nicht nur der Reichthum erblich, sondern auch die Armuth ist es. Die Kinder der Armen werden um ihre Menschenrechte betrogen; sie kommen aus dem Schoß der Natur, ohne die Natur genießen zu können. Glücklich aber sind auch die Reichen nicht; sie fürchten ewig für ihre Besitzthümer, sie sind den Lastern des üppigen Lebens und den Folgen des Lasters unterworfen. Das einzige Mittel gegen dieses Uebel ist die Einführung des Princips der Gemeinschaftlichkeit. Es muß dahin gearbeitet werden, zwei Dinge abzuschaffen: das Eigenthum und jenes Symbol,

das das Eigenthum bezeichnet: das Geld. Die Gesellschaft verwandelt sich in eine Familie, die Einzelgüter werden Gesammtbesitz, Grund und Boden gehört dem Ganzen. Der Gewerbfleiß schafft und Alle genießen, was er schafft. Je nach den Stunden der Arbeit wird Jeder belohnt. Talent und Genie würde einen Vorzug genießen, wenn in einer Gesellschaft, wo Jeder die gleiche Erziehung bekommt, von Talent und Genie die Rede sein könnte. Arbeit und das öffentliche Amt, das Einer und der Andre bekleidet, ist gleichsam eine Steuer, die man für das Ganze zahlt. Wo Menschenhände nicht ausreichen, helfen die Maschinen; die Maschinen sind die Sklaven des communistischen Staats. Sie dürfen nur insoweit vermehrt werden, als Menschenhände fehlen. Hat die Gesellschaft das Nöthige für Nahrung, Bekleidung, Wohnung und Hausrath und es bleibt ein Ueberschuß für das Vergnügen und den Luxus, so soll er dafür angewandt werden. Handel ist hinfort nur richtige Ablieferung des Producirten; keine Familie darf Dienstboten haben. Was sie an Dienstleistungen bedarf, bekommt sie vom Ganzen, sodaß Das, was wir jetzt Lakaien nennen, in Zukunft Staatsbeamte sein würden. Jeder darf sich verheirathen, denn Jeder kann leben. Jeder erhält das Brot für seine Kinder, jedes Kind bekommt die Ausbildung, die es geschickt macht, wenn es möglich wäre, an der Spitze

des Ganzen zu stehen. Die Staatsform selbst hat kein anderes Princip, als durch die Ordnung diese Existenz möglich zu machen. Das Volk ist souverain, das Gesetz ordnet und regelt Alles. Die Strafen sind milde, weil sie unnütz sein werden. Lord Carisdall weicht hier von Solon ab, der die strengsten Strafen grade für die Verbrechen festsetzte, von denen er hoffte, daß sie nie begangen werden würden. Die Einführung dieses Systems, lehrt der Communismus, sei schwer, aber nicht unmöglich; man kann die Gemeinschaftlichkeit nicht plötzlich, sondern nur nach und nach einführen. Der allmälige Weg werde machen, daß man das Eigenthum so viel wie möglich friedlich in sich selbst untergräbt. Man fange mit der Erziehung und dem Principe an, in mindestens hundert Jahren kann man, wenn man ernstlich will, ein Volk allmälig in diese neue Gesellschaftsform umschmelzen. Diese Umschmelzung darf nie mit den Waffen in der Hand erfolgen, denn ein Bürgerkrieg mit allen seinen unberechenbaren Chancen, mit Allem, was er an neuen Tyranneien anfachen kann, würde nur noch weiter von dem Ziele abführen, als die gegenwärtige, in sich selbst verwesende und dadurch vielleicht von selbst dem Bessern sich nähernde Gesellschaft. Nie hat eine Revolution noch erreicht, was sie wollte, immer brachte sie etwas Anderes hervor, als wofür sie unternommen wurde. Einzelne Talente können

steigen, das Volk in Masse wird immer noch mehr darnieder liegen. Ja, selbst für den Fall, daß nur noch die Einstimmung der Reichen fehlte; soll man sie zwingen? Nein! Man lasse sie, man hindere sie nur, die Andern zu unterdrücken. Man dulde sie, bis sie von selbst kommen. Zieht der Kleinhandel auch vor, dem wahrscheinlichen Beispiele der Rothschilde zu folgen, so sei man mit diesen Schwachsinnigen am meisten nachsichtig. Es bleibt nichts übrig, als es mit der Gemeinschaftlichkeit zu machen, wie Christus mit dem Evangelium, sie zu lehren, sie zu predigen, sie an sich selbst in ihren nächsten Kreisen zu üben und das Uebrige Gott zu überlassen. So der Communismus.

So friedlich, wie Lord Carisdall, denken aber nicht alle Ikarioten. Ikarus war jener Sohn des Dädalus, der sich mit Flügeln von Wachs zur Sonne aufschwang und wahrscheinlich an der Stelle, wo er mit seinen geschmolzenen Schwingen zur Erde fiel, jenen von Cabet mit manchen romantischen Schattengängen und geheimnißvollen Lauben, in welchen die Julien und St. Preux nach wie vor kosen dürfen, geschilderten Staat gründete. Hundert Jahre ist für unser egoistisches Zeitalter eine Ewigkeit. Die einst so verbreitete Sitte, Bäume in dem schönen Glauben zu pflanzen, daß sie nach tausend Jahren den Ermüdeten ferner Jahrhunderte Schatten gewähren möchten, findet sich nicht mehr. Die com-

munistische Polemik selbst ist dringlicher, als Lord Carisdall. Lord Carisdall hat deshalb auch einen Uebergangscommunismus erfunden, der den Reichen ihr Eigenthum abkauft, ihnen die Zinsen in lebenslängliche Renten verwandelt und auf eine beträchtliche Reihe von Jahren mit dem Fourierismus Hand in Hand geht. Später werden sie sich trennen, der Communismus will keine Caserne, Phalange genannt, sondern jene allgemeine Ausgleichung, wo der Bauer aus seiner irdenen Schüssel Fasanen und der Reiche aus seiner goldenen Schüssel gesunde Erdäpfel ißt.

Ueber ein so bescheidenes System die ätzende Analyse des Verstandes zu gießen, wäre lieblos. Wollen die Communisten nur lehren, so ist es nicht einmal nöthig, daß es von Gelehrten geschieht. Wollen die Zungen, die die Lehre von der Gemeinschaftlichkeit predigen, nur feurige sein, sie dürfen dann auch aus dem Munde der Handwerker kommen. Ob der Communismus des Lord Carisdall Glacéhandschuhe und der des Schneiders Weithling nur gemslederne oder vielleicht gar keine trägt, ist Nebensache. Nur kommt es darauf an, wie man gegen die heutige Gesellschaft streitet, zu wem man redet, welchen Einfluß der Prophet in seiner nächsten Umgebung hat. Weithling haßt die Monarchie und die Republik, den Johannisberg und Hambach, ja, die Politik Preußens ist ihm lieber, als die des Dr. Wirth.

Er ruft in seiner oft originellen Art den Handwerkern zu: „Laßt die liberale Partei in Deutschland nach Herrmannstadt ziehen, wir gehen nach Gleichenstein." Aber auch nicht das materielle Elend seiner Mitbrüder allein ist es, was ihn zum Communisten macht, sondern ein gewisser Trieb nach einem aristokratischen Etwas, nach einem Nivellement der Bildung, ein Haß gegen den Vorzug der Wissenschaft, den er dadurch zu befriedigen sucht, daß er sich gegen die Bildung und die Wissenschaft selbst erhebt. Ich weiß wohl, wie sehr Hegel und Schelling herabzusteigen haben, um der Welt auch nur einigermaßen nützlich zu sein, aber darum ist es noch nicht nöthig, daß sie sich der Fassungskraft eines gebildeten Handwerkers anbequemen. Hat sich Weithling von seiner Nadel emancipirt, seine Feder kann nicht jeden Schmied von seinem Hammer, jeden Schlosser von seiner Feile, jeden Maurer von seiner Kelle emancipiren. Und doch wiegelt er durch die gewagtesten Forderungen die ruhig schlummernden Gefühle dieser Leute auf, setzt ihnen mit Lesen, Schreiben, etwas Pfennigmagazin und Mathematik so viel Stolz in den Kopf, daß sie ihre Existenz am Nähtisch für unästhetisch, ihre Stellung hinterm Blasebalg für gesellschaftlichen Fluch, ihre Aufgabe, andern Leuten Schuhe auf die Füße machen zu müssen, für die misgünstigste Tyrannei des Himmels halten. Alles will jetzt seinen Beruf verfehlt

haben! Es ist dies die Krankheit unserer Zeit. Die, die an dieser Krankheit noch nicht leiden, mit ihr anstecken, ist im Grunde ein unverantwortliches Verbrechen.

Ich erlebte kürzlich folgenden Fall: Ein Schneider, der hier in einer der Sectionen des associirten Communismus eine große Rolle spielt, versprach mir für einen bestimmten Tag ein Paar Beinkleider zu liefern. Ein Freund hatte ihn mir empfohlen und führte ihn mir zu. Er nimmt Maß. Ich bewundre die Genauigkeit eines pariser Schneiders und freue mich auf die Erfolge, die meine Beinkleider in Deutschland haben werden. Er notirt sich jede Distanz, jede Kürze und jede Länge, verspricht die pünktlichste Ablieferung und geht. Kaum bin ich mit dem Freund eine Minute allein und beginne, mit ihm am Fenster stehend, lachend ein Gespräch, so kommt der Schneider zurück und nimmt sein Notizbuch vom Tisch, das er vergessen hatte. Ich schwelge drei Tage in der Aussicht auf meine schönen pariser Beinkleider. Am dritten wollt' ich sie verpacken, sie kommen nicht. Statt ihrer ein Brief von dem Schneider: „Mein Herr, als ich neulich zurückkam, um mein vergessenes Notizenbuch zu holen, fand ich, daß Sie mit Ihrem Freunde lachten. Sie lachten über mich, über meine Notizen, über einen Handwerker, der nicht lesen und schreiben kann. Für zwei demokratische Schriftsteller hätt' ich es nicht möglich gehalten, über Leute zu lachen, die

nicht lesen und schreiben können. Entschuldigen Sie daher, wenn ich Ihnen erkläre, für Leute, die über Leute, die nicht lesen und schreiben können, lachen, nicht arbeiten zu können." Unterzeichnet war der von anderer Hand geschriebene Brief von dem Schneider selbst, mit einigen Hieroglyphen, die seinen Namen bedeuten sollten.

Welch ein Mistrauen, welcher Dünkel, welcher falsche Ehrgeiz! Wir, mein Freund und ich, hatten so wenig über das Buch des Schneiders gelacht, daß wir erst im Augenblick, als er es holte, sahen, daß er es vergessen hatte. Hätten wir es gesehen, so würden wir die Notizen, mit denen er Länge und Kürze meiner Schenkel maß, für technische Merkzeichen der edlen Schneiderkunst gehalten haben, aber wir hatten es nicht gesehen, hatten über Deutschland, Frankreich, über Alles in der Welt gelacht, und nicht über den Schneider, der nicht schreiben konnte. Dies Mistrauen, dies schnelle Urtheil ohne Prüfung! Wenn der Arme stolz ist auf seine Armuth, sollte der Ignorant nicht stolz sein auf seine Ignoranz. Dieser Schneider sprach mit einem solchen Hochmuth über seine Unwissenheit, wie ihn der Gebildete nicht über seine Bildung hat. Ist es denn so schwer, einen vernachlässigten Schulunterricht in spätern Jahren nachzuholen? Der Besuch einer Sonntagsschule würde Herrn Blondin, so hieß mein Schnei-

der, mehr genützt haben, als der Besuch communistischer Sectionen. Unwissenheit macht sonst blöde und verlegen, jetzt macht sie stolz. Herr Blondin hätte seine Eltern anklagen sollen, er klagte die ganze menschliche Gesellschaft an. Um alle Welt lesen und schreiben zu lehren, reicht die bisherige Gesellschaft völlig aus. Man nehme nun dies schnelle ungerechte Urtheilen, diese innere Wuth und Verbissenheit über eine halb und halb selbst verschuldete Demüthigung, man nehme diesen Zorn und Neid auf die Bildung, auf die Leute, die lesen und schreiben können, und man wird sich eingestehen müssen, daß der Stoff, den der Communismus ausbilden will, nicht so rein, nicht so edel, nicht so unglücklich ist, als wofür ihn die Vertheidiger desselben ausgeben.

Abgesehen von einer Betrachtung des Communismus aus dem Standpunkte der Wissenschaft oder der Stockbörse, so liegt ihm in Rücksicht auf die Handwerker allerdings viel Gutes zum Grunde. Vortrefflich sind jene Handwerkervereine, welche, die endlose Verzettelung in kleine hülfsbedürftige Wirthschaften aufgebend, zur Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse sich um den Herd einer gemeinschaftlichen Oekonomie versammeln. Namentlich können die in der Fremde lebenden deutschen Arbeiter keinen glücklichern Gedanken verfolgen als den, sich durch ein gemeinschaftliches Kost- und Erholungshaus die Bestreitung ihrer Lebensbedürfnisse zu erleichtern.

Weithling's Grundzüge des in Genf errichteten deutschen Handwerkervereins sind in jeder Art tüchtig. Hier redet der Handwerker mit dem Handwerker; die Bedürfnisse sind erkannt und ein praktischer Instinkt leitet, den Mängeln abzuhelfen. Soll sich zu diesem geselligen Verein noch ein Bildungszweck fügen, so wird die Aufgabe schon deshalb schwieriger, weil ein Grobschmidt auf einer andern Stufe steht, als ein Goldarbeiter, der Schuhmacher auf einer andern, als der Bronzearbeiter. Indessen wird es an gemeinschaftlichen Bildungsmitteln nicht fehlen. Auch das Vaterland, auch die Politik mag diese durch das Leben oft recht klar und mündig gewordenen Männer beschäftigen, aber vermessen ist es, ihnen diese Freuden und Vortheile der Geselligkeit nur zu geben, um ihre Sehnsucht nach einer verschönerten Lebensexistenz immer noch höher zu spannen. Herr Blondin beweist, daß die Unwissenheit bleibt und der Hochmuth noch hinzukommt.

Das Gute an dieser Bewegung des Handwerkerstandes ist ferner die wirklich sich verbreitende Kenntniß der großen Leiden und Ungerechtigkeiten, die diese wichtigste Klasse der Gesellschaft drücken. Es sind herzzerreißende, aber wahre Schilderungen, die Weithling von dem Zustand der arbeitenden Klassen entwirft. Ihr Lohn ist gering, die Mühe groß, die unsinnige Vermehrung der Fabriken und Maschienen, die schrankenlose

Gewerbfreiheit, die ungeregelte Einfuhr fremder Waaren, in allen diesen Punkten hört der Staat wol das Interesse einzelner großer Handelskammern, einzelner Seehäfen, einzelner Körperschaften, nie aber das Interesse der von unten auf daran Betheiligten. Man entschädigt die Posten für die Eisenbahnen, man expropriirt für baares Geld, man läßt keinem Beamten ein öffentliches Unglück entgelten, aber der arme Handwerker wird in den Ansätzen des Finanztarifes wie ein Wurm getreten. Die Staatsraison, hier zum ersten Male sich auf die Natur berufend, sagt: Es findet schon eine Ausgleichung statt! Ja, sie findet statt, auf dem Siechbette, auf dem Stroh der Armuth, auf der Todtenbahre. Nicht Jeder kann Meister werden. Wo findet der Gesell Arbeit? Er will wandern. Bis in sein dreißigstes Jahr gibt man ihm nur ein Wanderbuch. Er wandert, er hat eine glückliche Beschäftigung gefunden, da jagt ihn die Militairpflicht nach Hause, zurück nach einem Staate, der nichts für ihn thut, der ihn durch die Grobheit der Gensd'armen, die Rohheit der Polizeibeamten nur im innersten Gefühl seiner Menschenwürde kränkt. Christus lehrte uns dulden und die Schmerzen dieser Welt verwinden. Wie viele arme Handwerksburschen sah ich schon Thränen vergießen! Sie wollten durch ein Land reisen, durch das sie zehn Gulden als Reisegeld vor der Polizei aufweisen mußten.

Sie hatten sie nicht! Sie wurden mit Gewalt zurückgeschickt, von wo sie gekommen waren. Ich sage, Christus lehrte sich finden in die Welt. Aber er und seine Apostel lehrten es seinen Anhängern als Klugheitsregel für die heidnische Welt, für eine Welt, in der die Christen nur eine kaum geduldete, oft nur heimliche Sekte bildeten. Jetzt ist die Welt christlich und unsre Institutionen sind heidnisch geblieben, wie unsre Gesetzgebung. Der arme Handwerker in der Fremde wird krank. Ungern nimmt man ihn in die Spitäler auf, man nimmt ihn auf, die jungen Aerzte machen an ihm ihre Experimente. Ein berühmter königsberger Professor, ich will ihn nicht nennen, ging durch das Krankenhaus einer berühmten großen Handelsstadt, ich will sie nicht nennen; man zeigte ihm die Säle, die aufgeschichteten Kranken; er sahe, wie die Armen in Bausch und Bogen befragt und besichtigt wurden, er konnte, erschrocken über diese der Menschenfreundlichkeit gewidmete grausame Anstalt, nicht umhin, mit Bitterkeit den Vorstand zu fragen: „Sagen Sie mir, Herr Obermedicinalrath, findet sich hier denn nicht auch der Fall, daß dann und wann einmal ein Kranker auch behandelt wird?“ Diese und ähnliche Thatsachen aufzudecken, muß man Weithling im Interesse der Menschheit ermuntern.

Schon vor einigen Jahren hab' ich ausgesprochen, daß der moderne Staat, um diesen Uebelständen zu be-

gegnen, um die Gründe des Misbehagens der Gesellschaft aufzuheben und die Phantastereien der neuern Socialistik durch Thatsachen zu widerlegen, neben seinen Ministerien des Krieges, der Finanzen, des Handels und der Gewerbe auch ein Ministerium der Nationalwohlfahrt begründen müsse. Man exploitirt die Gesellschaft, aber man bebaut sie nicht. Die Finanzen sollen die Früchte einer Vegetation sein, für deren Bewässerung, für deren Dünger, für deren Cultur man nicht sorgt. Der Staat, wie er jetzt ist, beutet nur die Gesellschaft aus und sorgt nicht für den Ersatz der Ausbeute. Der Nachwuchs, die neuen Pflanzungen, die Heilung zufälliger unverschuldeter Wunden, die Ausgleichung zwischen Müssen und Können, der Staat als eine Garantie des Glückes und der Zufriedenheit der Menschen ist sich selbst überlassen. Eine Hauptaufgabe dieses Ministeriums der öffentlichen Wohlfahrt müßte die sein, das Verhältniß des Arbeiters zum Unternehmer, des Unternehmers zum Capitalisten zu regeln. Der Produzent ist zu arm, um dem Unternehmer Widerstand leisten zu können. Er muß sich, um nur Geld zu haben, auf Gnade und Ungnade, zum niedrigsten, kaum sein Elend fristenden Preise Dem, der ihm Geld bietet, ergeben. Der Capitalist gewinnt dadurch, daß er schon hat. Der Produzent verliert immer noch mehr dadurch, daß er nichts hat. Es müssen Hülfsmittel gefunden

werden, den Arbeiter vom Kaufmann zu befreien, ihm den vollen Ertrag des Fleißes seiner Hände zu sichern, ihn gegen den Wucher der Vorschüsse und des Schleuderpreises zu bewahren. Auch brach liegendes, todtes Capital darf nicht existiren. Geld ist keine Waare, Adam Smith hat es bewiesen. Geld ist Ausdruck einer Waare, Anschlag eines Werthes. Eine Waare, die sich nicht bewährt, ein Werth, der sich nicht verwerthet, gehört nicht in die gesittete Gesellschaft. Der Geizige ist ein Räuber am Ganzen. Sein Geld, seine Millionen sollen nicht im communistischen Sinne an die Darbenden vertheilt werden, aber seine Millionen sollen arbeiten, sollen arbeiten für das Ganze. Unsinniger Luxus soll verboten, großes Vermögen sehr groß versteuert sein. Auch Verschwendung ist kein Mittel, todtes Capital lebendig zu machen. Die französischen Finanzmänner des vorigen Jahrhunderts glaubten, daß Geld, wenn es auch zum Fenster hinausgeworfen würde, die Wohlfahrt des Volkes höbe, weil es eben doch unter's Volk käme. Auch von diesem Wahn hat uns A. Smith befreit. Armuth und Reichthum sollen nicht mit Aufopferung aller individuellen Rechte, mit Aufopferung des Principes der Familie gegeneinander ausgeglichen, wol aber soll der Reichthum so geregelt werden, daß sein Ertrag allmälig die Armuth aufhebt. Sparkassen und Creditvereine reichen zu diesen durchgreifenden Maßregeln nicht

hin. Es muß in den Staat ein belebendes, schaffendes, ergänzendes Element kommen. Er muß sich aus dem Aktenstaub des Administrationsgeistes in die Sonnenhöhe organischer Gedanken heben. Sieht man dies ewige Wiederkäuen des alten Stoffes, dieses ewige kleinmeisterliche Handthieren der verjährten Praxis, dieses Beschneiden, Unterdrücken, diese kleinen Palliativschöpfungen, die sie Regieren nennen, so erfüllt sich das Menschenherz mit einer Bitterkeit, die uns jeden Zusammenhang mit einer so schlechten Zeit und so verdorbenen Gesellschaft widerwärtig macht. Guizot sagte einmal: „Es liegt im Geiste unsrer Zeit die ewige Klage über das Loos des Volkes; aber die Klage ist gerecht: nur mit dem tiefsten Mitleiden kann man das unglückliche Loos so vieler Menschen sehen. Es ist schmerzlich, sehr schmerzlich, es zu sehen, sehr schmerzlich, darüber nachzudenken. Und doch muß man darüber nachdenken, viel, viel darüber nachdenken. Furchtbar ist das Unrecht und furchtbar die Gefahr, wenn man es vergessen sollte." Wo ist das Volk, wo ist der Fürst, der zuerst das oben geschilderte Portefeuille eines Ministeriums der öffentlichen Wohlfahrt in die Hand eines Weisen legt?

Die Politik des Tages, statt sich wie z. B. in Deutschland in leeren Phrasen über Nationalgröße und Nationalunabhängigkeit zu ergehen, sollte allerdings sich

mehr dieser Grundlage des menschlichen Bedürfnisses nähern. Auf der andern Seite ist es am Communismus gefahrvoll, daß er die politische Debatte ignorirt und in seinen Kreisen eine Gleichgültigkeit an Dingen verbreitet, die nicht nur in die theuersten Interessen unsrer Bildung verwachsen, sondern auch das einzige Hülfsmittel sind, um Das, was am Communismus gut und wahr ist, zu verwirklichen. In dem Verein deutscher Handwerker zu Genf soll auch, den neuesten Briefen zufolge, das communistische Element dem liberal-politischen erlegen sein.

Unter den Mitarbeitern Weithling's glaubte ich einen Maurer, Namens German, zu finden. Das Komma in der Unterschrift „F. German, Mäurer" ist aber vom Uebel. Dr. Mäurer, früher Oberlehrer in Berlin, hat den communistischen Ideen ein artiges poetisches Talent gewidmet. Das Schurzfell statt des Doctorhutes verdankt er dem Setzer, der zwischen seinen Vornamen German und seinen Eigennamen Mäurer ein Komma einschob.

Ueber die in Paris lebenden Deutschen ist viel geschrieben worden. Es sind Flüchtlinge, Handwerker, Gelehrte, Banquiers. Man rechnet ihre Zahl auf 80,000. Die Elsasser mögen dazu gehören. Ein Zusammenhang wie zwischen den Engländern und theilweise den Spaniern und Italienern findet nicht statt.

Kein Seymour, keine Beljiogoso, kein Aguado steht an der Spitze der Deutschen oder wüßte die deutsche Würde zu repräsentiren. Die reichen Banquiers sehen Fremde. Ich war in einem Salon, dessen Besitzer sein Glück einer deutschen Heirath verdankt. Die Deutschen wurden vom Wirth und der deutschen Hausfrau vernachlässigt. Der deutsche Künstler und Gelehrte darf, um in die höhere pariser Gesellschaft eingeführt zu werden, auf keinen Schickler, keinen Rothschild rechnen. Diese reichen Banquiers sind alle stammverwandt mit jenen deutschen Kellnern, die in der Schweiz und dem Elsaß, auch wenn sie Deutsche bedienen, sich stellen, als verstünden sie nur französisch.

Die Musik macht eine Ausnahme. Die Musik ist die Sprache der Welt, die Sprache der Gesellschaft geworden, sie hat aus der Liebe die Poesie, aus dem Gesellschaftsleben die französische Sprache verdrängt. Die Musik verständigt die Herzen, ersetzt den Verstand, sie plaudert, sie unterhält, sie wird von Allen verstanden. Der Deutsche führt sich in die pariser Gesellschaft durch seine Musik ein. Man kann ein großes Genie in den Wissenschaften sein und wird in die berühmten Soiréen der Gräfin Merlin nicht zugelassen. Erbietet man sich aber, in den Chören, die sie aufführen läßt, den Baß oder Tenor zu verstärken, so ist man willkommen, ohne Namen, ohne Ruf, selbst ohne gefirnißte Stiefel.

Als Musiker sich in Paris geltend zu machen, ist nicht so schwer, wie man glaubt. Nur muß man es nicht zu eilig damit haben. Man wird in Paris schnell vergessen, aber ziemlich leicht bekannt. Für jedes Ziel sind die Wege zu bestimmt vorgezeichnet. Conzert, Oper, komische Oper, heroische Oper, Symphonie, Alles hat seine sichern Gleise. Das Journal des courses et des haras, das Journal für Eisenbahnen entscheidet nicht über Oper und Melodrama, wie in Deutschland, wo die Farben über die Töne, die Töne über die Bausteine urtheilen. Der junge Musiker kommt an, abonnirt sich auf Schlesinger's musikalische Zeitung, miethet einen Herz'schen Flügel und sucht Eintritt in Kalkbrenner's Salon, der zu den glänzendsten von Paris gehört. Man spielt, wo man eine Einladung bekommt. Man spielt, auf welchem Flügel man verlangt. Man spielt auf dem schlechtesten Spinett, ohne zu murren. Gewisse deutsche Michel, die sich in kleinen Städten bei uns schon Lißzt und Thalberg schelten lassen, kommen nach Paris und glauben sich im Preise zu steigern, wenn sie die Launen großer Künstler affektiren. Sie wollen als Menschen, nicht als Musiker eingeladen sein, spielen nicht zum Dessert, erklären die Instrumente für verstimmt, ja einen jungen Laffen sah' ich, der mit süßlicher Suffisance erklärte, er spiele nur auf einem Erard. Diese Leute wissen nicht, daß man über solche Dinge in Frankreich

ausgelacht wird. Man wird ausgelacht, wenn man es auch nicht sieht. Paris kennt den kindischen Enthusiasmus für die Künstler nicht. Es bewundert, was schön ist, aber es entwürdigt sich nicht in der Bewunderung.

Hat man sich ein Jahr mit Anstand, Bescheidenheit und Talent in der pariser höhern Gesellschaft bewegt, so kann man wagen, ein Concert zu geben. Es wird keine Renten abwerfen, aber es deckt gewiß die Kosten. Man gibt Concerte, um den Preis seiner Stunden zu erhöhen, wenn man Unterricht ertheilt. Ein Concertgeber, der besprochen wird, kann mehr fordern, als ein Salonvirtuose. Man vervollkommnet sich. Paris ist so groß, daß es das Talent von heute vergißt und dasselbe Talent, wenn es in drei Jahren wieder auftritt, für ein anderes hält. Man kann in Paris nicht etwa wie in Deutschland ein großer Künstler sein und nur deshalb nicht anerkannt werden, weil man ein einheimisches Talent ist. Paris ist die Welt. In Paris ist man immer auf Reisen. Einheimisch ist in Paris nichts. Was ihm gehört, gehört der Welt. So ist Lißzt, so ist Ole Bull, so ist Ernst, so sind die bedeutendsten neuern Virtuosen in Paris allmälig berühmt geworden.

Hat man in Paris Ruhm gewonnen, kann man zuletzt auch Geld gewinnen. Thalberg gab im Saale

Ventadour zwei Concerte, die ihm 40,000 Franken eintrugen. Spielt er drei neue Compositionen, so gibt ihm der Verleger noch eben so viel, wenn er sie ihm zur Herausgabe läßt. Auch der Operncomponist gewinnt, wenn er sich Zeit nimmt, allmälig Bahn. Meyerbeer ist in Paris so berühmt geworden, daß er sich von einer Art Schrecken darüber noch jetzt nicht erholen kann. Halévy beherrscht die große Oper. Rosenhain wird nächstens ein Textbuch bekommen und seinen Weg gehen, wie die Uebrigen. Den Text gibt die Direction der Oper selbst. Wer eine Probe bestanden hat, in der er einige musikalische Scenen erfinden muß, hat Ansprüche, ein Textbuch zu erhalten. Wie schön das Alles geregelt ist!

Von deutschen Theoretikern nenn' ich A. Gathy, einen gediegenen Kenner und geschmackvollen Darsteller musikalischer Zustände, besonders aber den Biographen Beethoven's, A. Schindler, der vor den Franzosen für einen Adepten aller Beethoven'schen Tempo- und Figurengeheimnisse gilt. Herr Schindler wird jeden deutschen Künstler, der sich ihm vertrauensvoll naht, mit den pariser musikalischen Tonangebern so vermitteln, daß man alle Vortheile der Fremde genießt, ohne sich dadurch etwas von der vaterländischen Würde zu vergeben. Schon jetzt glaube ich auf das große Werk, welches Herr Schindler über das musikalische Paris unter der Feder hat, aufmerksam machen zu dürfen.

Bei dem Verfall der italienischen Oper, bei dem Ueberdruß an den italienischen Compositionen, bei der großen Verehrung der Franzosen vor deutscher Musik war der Gedanke, sie mit einer deutschen Oper bekannt zu machen, sehr zeitgemäß. Der Augenblick für eine Reihefolge deutscher Opernvorstellungen konnte nicht glücklicher gewählt sein. Alle Umstände kamen der Unternehmung des Herrn Schumann entgegen. Der Gedanke, seine Oper in das vornehme und theure Local der Italiener selbst zu verlegen, war kühn; aber die Kühnheit überraschte und das Vertrauen in die eigne Kraft mehrte das Vertrauen des Publicums.

Den Deutschen wurde freilich bange, wenn sie erwogen, was eine deutsche Provinzoper ist. Herr Schumann brachte nicht die Elite der deutschen dramatischen Gesangskunst, sondern die mainzer Oper. Er versprach berühmte Namen als Hülfstruppen und doch blieb es bei der mainzer Oper, einer Anstalt, die, zwischen Darmstadts, Frankfurts, Mannheims und Wiesbadens Bühnen eingekeilt, allmälig auf eine Schattenexistenz herabgekommen ist. Wir sahen voraus, was später eintraf. Es war eine rührende Neuerung für Paris, diese deutschen Sänger in ihrer Armuth, zusammengepackt ankommend auf langen Wagen, mit ihrer knappen Garderobe, mit ihren beschmuzten Notenbüchern, blonde, rheinliederliche Naturen, verwundert das große Paris

anstaunend, vertrauend auf Herrn Schumann's Speculationsgeist und den Taktirstock des Kapellmeisters! Die trällernden Lustwandler auf den Boulevards sind deutsche Choristen, die kleinen Blondinen mit den verwaschenen Kleidern sind die deutschen Choristinnen! Jene gewichtiger auftretenden Gestalten mit dem unmodischen Hute, den knappen Beinkleidern, an welchen die Knie vorstehen, dem wiegenden trotzigen Gange sind die Herren Solostimmen, jene Sarastros, Leporellos, Ottavios, jene Heilinge, Vampyre, jene Czaare und Zimmermänner, die die Recensenten mit Stöcken überfallen, wenn sie von ihnen getadelt werden. Herr Schumann, der etwas vom französischen Schliff versteht, soll oft zu thun gehabt haben, diese Ehrenmänner zurückzuhalten, wenn sie sich verlauteten: „Diesem Castil Blaze stoß' ich einen Bruch, diesem Hector Berlioz geb' ich eine Ohrfeige," grade als wenn von Saphir oder Wiest die Rede wäre. Die Passagen und Straßen von der Salle Ventadour bis zur Ecke der Richelieu- und Filles St. Thomas-Straße, wo Herr Schumann wohnte, war immer dicht besetzt mit diesen schwachen Stützen deutscher Ehre und deutscher Kunst.

Man begann mit dem Freischütz. Das zusammengestoppelte, aber von einem Herrn Schrameck gut geleitete Orchester wurde für die Ouvertüre schon rauschend applaudirt. Die ersten Chöre gingen trefflich und rissen

zu allgemeinem Jubel hin. So körnige, frische Stimmen hat der Chor in der großen Oper nie gehabt. Rührend war für uns Deutsche diese Erinnerung an die Heimat, an die Jagdlust in den böhmischen Wäldern, dies Büchsenknallen und Hörnerschallen, dies Waldecho und Bergjodeln. Hussah! sang der Chor. Die Franzosen waren elektrisirt von dieser Kraft, dieser Frische, diesem Thatendrang. Dies Hussah in dem schönen Anfangschor schien zu einer Revolution aufzufordern! Es forderte aber nur auf zu einem Jagen, zu einem Scheibenschießen, wo die große, große That darin bestand, das Schwarze zu treffen! So ist Deutschland! Das Uebrige fiel matt und kindisch ab. Ein langer, schlottriger Tenorist, mit ellenlangem Namen stöhnt Maxens Klagen um sein Schießunglück. Kein Geschmack in der Tonbildung, kein Ansatz, kein Charakter im Vortrag. Der Enthusiasmus kühlt sich ab. Caspar erscheint, Caspar, Herr Poeckh, der einst so gefeierte Herr Poeckh, der von seinem Ruhm nur einen einzigen Ton in der Kehle und seine Honorarforderungen behalten hat. Auch Herr Poeckh machte Fiasko. Der Akt endete beklagenswerth. Im zweiten beginnt Mad. Schumann. Wenn man die mainzer Blätter liest, ist Mad. Schumann die erste Soubrette in Deutschland. Die mainzer Recensenten erkaufen sich das Recht, die Truppe des Herrn Schumann zu tadeln, dadurch, daß sie seine

Gattin loben. Vor zehn Jahren sprach man von einer Dem. Burghardt, aber in Mainz spricht man noch immer von Mad. Schumann. Aennchen Schumann ist ohne Stimme, ohne Schule, ohne Grazie: sie hält sich durch ein Lächeln, das ihre Stimme, ihre Schule, ihre Grazie ersetzen muß. Was läßt sich gegen ein Lächeln machen? Dennoch würde die deutsche Oper schon im Freischützen gefallen sein, wenn nicht Mad. Walker als Agathe sie gehalten hätte. Mad. Walker hat nichts von Agathen, als das Auge dieser Schwärmerin. Ihr Auge versöhnt mit dem Embonpoint ihres Körpers. Und ihr Gesang überstrahlt noch das Auge. Mad. Walker kann singen. Die Hamburger, die schwer zu befriedigen sind, bestreiten dies oft. Die Pariser bewunderten sie. Mad. Walker wurde mit dem angebeteten Chor auf eine Linie gestellt. Der dritte Akt ist die Wolfsschlucht. Sie wurde lächerlich; doch muß man Nachsicht haben, da die Requisiten, Decorationen und Versetzstücke der iealienischen Oper auf solche Phantasmen nicht eingerichtet sind. Herr Poeckh hätte seinen schlecht gespielten und schlecht gesungenen Caspar aus Rücksicht auf die Noblesse seines Publikums etwas veredeln können. Er führte die Korbflasche mehr als zehn Mal an den Mund, worüber einigen Damen im ersten Rang (Entrée zwanzig Franken) übel zu werden schien. Irgend etwas von dem weitschweifigen Dialog auszulassen, war dem Re-

gisseur nicht eingefallen. Der Tenorist fiel zum zweiten Male durch. Zuletzt lachte man über den Jungfernkranz, ein Ensemblestück verunglückte total, das Jägerlied wegen übermäßiger Verzuckerung seiner derben Ursprünglichkeit wirkte nicht recht. Der Clausner als Deus ex machina brachte einen Unkenbaß und das Ganze endete mit einer bedenklichen Kühle, die uns Deutsche alle sehr unglücklich machte. Der Eindruck des Armen und Kleinmüthigen hatte richtig die Oberhand gewonnen. Als am Schluß das ganze Personal niederzuknien hat, um ein Gebet zu singen, wurde mir vollends weh ums Herz. Wenn Massen auf dem Theater beten, so sollen sie niederblicken, denn sie können nicht so hoch sehen, um dem Blick des Publicums auszuweichen. Nun sah dies Gebet der armen Deutschen wie ein flehentlicher Kniefall vor der Nachsicht des französischen Publicums aus. Solche demüthige Entwürdigungen vor dem Publicum machen zwar in Deutschland, z. B. in Hamburg, Glück, ließen aber die Franzosen kalt.

Die Unternehmung scheiterte. Herr Schumann behauptet, weil ihm einige deutsche Sänger, die zu kommen versprochen hätten, contractbrüchig geworden sind. Aber Herr Schumann sollte die deutschen Sänger genugsam kennen, um sich ihrer anders zu vergewissern, als durch Contracte. Herr Schumann durfte in Paris nicht auftreten, ohne die Kräfte beisammen zu haben,

auf die er rechnen wollte. Sein Leichtsinn (wäre die Unternehmung geglückt, würde man sagen müssen seine Verschlagenheit) bildete sich ein, auch mit seiner schwachen mainzer Oper in Paris die Würde der deutschen Kunst vertreten zu können. Er hat diese Würde schmählich verrathen. Er hat das gute Vorurtheil, welches man in Frankreich vom Talent der Deutschen hegt, zerstört. Er hat die Phrase: talentvoll, parceque Allemand, wieder in: talentvoll, quoique Allemand, verwandelt. Nicht nach Clichy, auf den Hardenberg in Mainz müßte man ihn setzen, sagte ein Deutscher, der außer sich war über diese neue Demüthigung Deutschlands vor Frankreich.

Es ist noch immer möglich, in Paris mit einer deutschen Oper Glück zu machen, nur muß sie die vorzüglichsten unsrer Talente aufweisen. Diese Talente müssen aus Ehrtrieb, nicht des Gewinnes wegen mitwirken. Geld gewinnen läßt sich in Paris schon bei dem deutschen Opernrepertoir nicht. Die deutschen Opern bringen in Deutschland nichts ein, viel weniger in Frankreich. Unsre Opern sind entweder gelehrt und langweilig, oder sie haben kindische, veraltete Texte. Das Nachtlager von Granada hat Glück gemacht, Euryanthe, Oberon, die meisten Marschner'schen Sachen würden zu kämpfen haben, Jessonda ist gänzlich gefallen. Weit entfernt, den Franzosen das Richteramt über unsre Musik

einräumen zu wollen, in Paris dürfen sie richten, weil sie bezahlen. Sie werden uns immer sagen, daß wir großartige Symphonien, aber langweilige Opern haben, und die Kasse würde nicht das Gegentheil beweisen. Mit italienischen und französischen Opern dürften sich die Deutschen nicht hervorwagen, ob ich gleich überzeugt bin, daß italienische und theilweise auch französische Musik bei uns besser gespielt und gesungen wird, als in Paris. Da also das Ganze nur Experiment sein kann, (Paris und London sind völlig verschiedene Terrains), da der Erfolg für das Talent glänzend sein könnte, ohne darum die deutsche Oper in die Mode zu bringen, so kann ein Impressario diese Last nicht allein tragen. Entweder müßte ein Fürst, z. B. der Herzog von Braunschweig, seine Oper, im ganzen Ensemble, mit Allem, was zu ihr gehört, ja sogar mit dem Strafreglement, auf dienstlichem Wege in Paris debütiren lassen, oder die bedeutenderen Talente treten selbst zusammen und verzichten da, wo sie Ehre ernten können, von vornherein auf den Gewinn. Sonderbar freilich, daß eine entsagende Kunstfahrt, die ich mir getrauen würde bei unsern deutschen Schauspielern, und den berühmtesten, sogleich zu organisiren, bei den deutschen Sängern unter diesen Umständen wol nicht möglich wäre.

Der großen Oper gegenüber, nicht weit vom Boulevard des Italiens, liegt hinter einem kleinen vergitter-

ten Vorgarten das Café Lepelletier, eines der wenigen Cafés, die schon zu ebner Erde „Divan" sind. Für ein Estaminet ist es zu elegant. Im grünen Vorhofe steht eine Bronzestatue der Flora, umplätschert von einigen kleinen Springbrunnen. Hier begegnen sich deutsche und französische Schriftsteller. Das eine Sopha gehört den Deutschen, das andere den Franzosen. Man erstickt fast in den Tabackswolken, die hier beide Literaturen umhüllen. Im Dominospiel tändelt man das innere Misbehagen des ungestillten Ehrgeizes weg, man scherzt über seine Schmerzen, vergißt sie über die unbefriedigten Wünsche der Andern. Man hat gearbeitet, man hat dinirt, der Tag der Mühen ist vorüber. Man spricht nicht über Staat, nicht über Literatur mehr, man bröckelt die Asche von der glimmenden Cigarre, schlürft den schwarzen Moccatrank, lehnt sich an die schwellenden sammtnen Rückenkissen und flanirt, sitzend, flanirt mit seinen Gedanken. Die Maschine der Production ist abgelaufen — Production ist in Paris ein Mechanismus — man zieht sie nicht einmal für morgen auf; man lacht, man genießt, die Gedanken fahren, behaglich rückgelehnt, sechsspännig im Schritt durch ein buntes Eldorado erträumter Glückseligkeiten! Selten, daß man sich noch über eine Dummheit der auf dem Tisch liegenden deutschen Zeitungen erhitzt. Man ist so gewöhnt daran, man hat so viel aufgegeben, so viele

Hoffnungen verloren, so vielen Täuschungen entsagt, daß man sich nur noch über wenig erzürnt und über nichts mehr verwundert.

Ich spreche von den deutschen Flüchtlingen. Man hat die Professoren von 1819 wiederhergestellt. Man wird auch vom schwarzen Bret die Studenten von 1831 wieder ausstreichen. Die Zeiten integriren sich. Die Epochen bedürfen einander, die Zukunft nimmt ihre Kraft von der Vergangenheit. Venedey z. B. wäre schon jetzt reif für einen bairischen Ehrenbecher, oder wofür erhielt Niclas Becker in Köln die Auszeichnung eines Königs? Venedey hängt mit rührender Sehnsucht an seinem Vaterlande, er hegt eine Liebe zu Deutschland, wie zu seiner Braut; er liebt die deutsche Sprache, die deutsche Geschichte, wie man ein blondes Mädchen liebt, an der wir selbst ihre Sommersprossen schön finden. Venedey lebt nur äußerlich in Paris. Seine eigentliche Wohnung ist in dem Lande, das er nicht betreten darf. Er lustwandelt in den Ruinen des heidelberger Schlosses, er erklimmt den Brocken, er ruht, in Hemdärmeln wie ein jenenser Student, stets im Schatten einer Wartburgeiche. Ich habe Venedey nie gefragt, warum er Deutschland verlassen mußte, aber ich begreife nicht, warum er nicht längst zurückkehren durfte. So tapfer haben Wenige für das linke Rheinufer gestritten, als Venedey, so großmüthig und uneigennützig haben Wenige, im In-

teresse Deutschlands, den ehrenvollsten Verbindungen mit der französischen Presse entsagt. Venedey gehört zu Denen, welche in Deutschland die nationale Frage über die liberale stellen. Er will Deutschland erst einig machen und ihm dann die Unterpfänder der Freiheit geben. Er hat ein Buch gegen Preußen geschrieben, aber nur, weil ihm das Preußen des vorigen Königs kein deutsches schien. Venedey, in seinen Bestrebungen verkannt, von der Diplomatie verfolgt, verbarg sich in der Normandie. Er bereiste die Normandie, um in ihr Deutschland zu entdecken. Er leitet aus der französischen Sprache die deutschen Wurzeln, aus den Sprichwörtern Frankreichs und Deutschlands die Unterschiede in den Sitten beider Nationen her, er hat sein ganzes, mühevolles, an Entbehrungen gewöhntes und der betrübendsten Zufälligkeit preisgegebenes Leben der Verherrlichung des deutschen Namens gewidmet, ohne etwas Anderes dafür zu ernten, als Mistrauen, Undank, Verfolgung. Venedey wäre vielleicht schon in Deutschland, wenn ihn sein Stolz nicht zurückhielte. Daß man diesen Stolz der Armuth, diesen Stolz der Bescheidenheit nicht versteht! Daß man Gnaden und Belohnungen für das Genie hat, nur wenn das Genie einkommt und um Gnaden und Belohnungen b i t t e t! Daß man Amnestien gibt, unter der Bedingung, man müsse mit der Erklärung einkommen, daß man von der Amnestie Ge-

brauch zu machen wünsche! Wer gibt Bettlern Almosen und wirft ihnen ihre Armuth vor? Wer demüthigt den Unglücklichen, den wir still und in sich hinein leiden sehen? Kann man ein Glück annehmen, das man durch eine Entwürdigung unsres heiligsten Innern erkaufen muß? Seid weniger gnädig, Fürsten, aber seid liebevoller! Viel geschieht in unsrer Zeit für die Gottähnlichkeit, wenig für die Menschenwürde.

Herr von Rochau nahm am frankfurter Aprilaufstande Theil, saß vier Jahre im sogenannten Rententhurm am Main und entfloh mit seinem Wächter nach Paris. Herr von Rochau mag in seinen Handlungen irren, aber in seinen Worten ist er ein Mann von Ehre. „Wir hatten, sagte er, in Frankfurt keinen andern Zweck, als den, zu fallen und Deutschlands politisches Urtheil anzuregen.' Es war von einer Eroberung, von der Möglichkeit eines durch diese Episode herbeigeführten Umsturzes nicht die Rede. Man wollte gegen die Junibeschlüsse von 1832, gegen die Lethargie der Masse protestiren, man wollte der conservativen Partei zeigen, wessen die liberale fähig wäre in ihrem Muth, in ihrer Ueberzeugung." Man wollte enden, wie Egmont endet, „ein Beispiel gebend." Ich weiß nicht, ob diese Auffassung des unglücklichen Ereignisses sich in den Akten der frankfurter Untersuchungscommission findet, aber wahr scheint sie schon deshalb, weil sie so chimärisch, so

studentisch, so deutsch klingt. Ein Blitz aus heiterm Himmel, der sich selbst verzehren wollte, wahrlich eine Idee, die wol nie einer französischen Emeute zum Grunde lag. Ob von Rochau sich nach Wolfenbüttel, seiner Heimatstadt, sehnt? Ich weiß nur, daß auch er diese Rückkehr nie durch einen Widerruf erkaufen würde. Rochau ist ein Charakter von eben so viel Kraft, wie, ich möchte sagen, von Grazie. Dem aufrichtigen Republikaner sind die anziehenden Eigenschaften des deutschen Adligen treu geblieben. Ich halte den Adel nicht für gut, aber ich verehre, was an ihm schön ist.

Man kann sich vorstellen, wie schwer es ist, sich in Paris eine dauernde Existenz zu begründen. Der Gedanke, die Feder zu ergreifen, lag den Flüchtlingen nahe. Aber nicht Jedem hat es glücken wollen, Verbindungen anzuknüpfen oder sein Talent dauernd auszubeuten. Einige gingen zu praktischen Berufswissenschaften über. Dr. Schuster aus Göttingen konnte seine Thibaut'schen Pandekten und Mittermaier'schen Civilistika im Lande der Geschwornengerichte nicht brauchen und griff nach dem Stabe des Aesculap. Kolloff, aus mecklenburgisch Friedland, durchwanderte die pariser Gemäldesammlungen, suchte seine münchner kunstgeschichtlichen Hefte wieder vor und warf sich auf die Kunstkritik, in der er Ausgezeichnetes leistet. Savoye hält Vorlesungen über deutsche Sprache; Spazier, den ich nicht sahe, soll in der

Kanzlei des englischen Botschafters beschäftigt sein. Alle diese unsre Landsleute haben auf dem spröden pariser Boden, um ihn sich ergiebig zu machen, einen so harten Stand, daß man es für wahrhaft lieblos erklären muß, wenn deutsche Schriftsteller, die mit vollen Börsen auf einige Wochen nach Paris kommen, über sie gespöttelt haben. Ihr Mistrauen, ja sogar ihre hie und da sichtbaren egoistischen Anflüge muß man ihnen zu gute halten. Das Unglück isolirt. Nur Der gibt sich gläubig hin, der nichts zu fürchten braucht.

Unter den Nichtflüchtlingen macht seit einigen Jahren ein geborner Elsasser, A. Weill, durch seine Correspondenzen aus Paris Aufsehen. Ich glaube, daß man diesem originellen Kopfe noch mehr einräumen muß, als Geist. Weill ist Franzose und Deutscher, je nachdem er die Nacht geschlafen hat. Steht er mit gutem Humor auf, so geht er zu Alphonse Karr, Pierre Leroux, zu Gerard, zum Altaroche, rechnet sich zur französischen Literatur und schreibt das geläufigste Französisch für den Charivari. Hat er Kopfschmerzen, so nennt er sich einen Deutschen und richtet an die Phalange antifranzösisch stylisirte Briefe über Schelling, Ruge und Feuerbach. A. Weill ist ein vortrefflicher Tenorist, denn in der Oper seines Freundes Mainzer hat er auf der Academie Royale einzig und allein die Chöre gehalten. A. Weill ist ein gesuchter Tänzer, auf der Chaumière beweist es sein Cancan, in

den er deutsches Gemüth zu legen weiß. A. Weill ist Communist aus Ueberzeugung. Er würde vor Sokrates und Plato nicht den Mund halten, verstummt aber, wenn ein Schneider über die Pflichten und Rechte der Menschheit spricht. A. Weill würde sich getrauen, es mit dem Witze Swift's aufzunehmen; vor einer witzigen Grisette aber verliert er so sehr den Verstand, daß er sich nur dadurch noch sammeln kann, daß er sich in sie verliebt. Die größten Philosophen pflegt A. Weill in seinen Correspondenzen „Dummköpfe" zu nennen und in jeder Bürgersfrau entdeckt er eine Sevigné. A. Weill wollte mich mit einer Hebamme bekannt machen, die er für die geistreichste Frau in Frankreich erklärt. Dieser Schriftsteller ist einer der wenigen, die mit wirklicher Ueberzeugung das Lob verachten. Würde er einmal gründlich und mit Witz getadelt, er würde nichts antworten, als: Ich beneide meinem Gegner seinen Artikel. A. Weill ist ein wahrer Heck- und Brütkopf geistreicher Ideen. Leider fliegen sie alle halbreif schon aus und erdrücken eine die andere.

Auch eine unsrer deutschen Liedernachtigallen fand ich nach Paris verflogen. In einen kleinen dunklen Käfig der Rue du Croissant hat sich Franz Dingelstedt eingenistet. Eine lange Wolkengestalt, die sich, mitleidig mit der Erde, zu ihr niedersenkt. Feucht glänzende Augen, die sehnsüchtig über das Glück der Welt

hinwegstreifen, ohne selbst es zu finden. Frei und selbständig jetzt, aber Sklave seines Talents. Sein Talent hat sein Herz in die Miethe genommen, sein Talent beobachtet, erfindet, schreibt Artikel im Lesecabinet Montpensier, siegelt sie zu und wirft sie auf die Post nach Augsburg, kurz das Talent eilt dem Dichter voran, er selbst kann es nicht mehr einholen und sieht wehmüthig jenen Werken nach, die von der feinen Kunstfähigkeit seiner Hand, nicht von den Wünschen seines Herzens zeugen. Im Salon seht ihr eine lange Gestalt, hingeworfen in einen sammtnen Fauteuil, die Kerzen strahlen, die Brillanten blitzen, die Töne der Musik rauschen, und der Träumer im schwarzen Frack streicht sich das Haar zurück und träumt in Paris an der Seine von Fulda an der Fulda, im Angesicht der schönsten Weiber des Salons, von hessischen Stiftsdamen, die über deutsche Lyrik noch weinen können, träumt von den sieben Hügeln des Rhöngebirges, von kurhessischer Provinzialpoesie und dem kasseler Beobachter, träumt, mit Lamartine im Gespräch, von Deutschland, wo die Unsterblichkeiten durch kleine Wochenblätter auf grauem Löschpapier gemacht werden. Dingelstedt, der Sprachen sehr kundig, hat sich in Paris überall, wo er auftrat, zu behaupten verstanden. Und doch wird er nach der Heimat zurückkehren, der sein Herz mit allen Fasern angehört. Es waren schmerzlich heitre Augenblicke, Arm in Arm mit dem bewährten

alten Freunde Nachts durch die Straßen schlendern, dem Vollmond ins große Antlitz blicken, des Vergangenen gedenken und des Zukünftigen. Die Umrisse der Mondlichtbilder, welche Dichterfreundschaft in der dunkeln Kammer des Innern lustwandelnd zusammen auffängt, sind Hauche, die, wenn man sie auch niederzeichnete, nicht verstanden würden.

Zur Erinnerung an alte akademische Zeiten feierte eine Anzahl Deutscher einen heitern Abend mit allen jenen akademischen Formen, an welche die studirende Jugend leider in Deutschland zu viel Jugend und Phantasie verschwendet. Alles war da, die Fahnen, die Schläger, die durchstochenen Mützen. Ein Gedicht von dem hier als Arzt sich vervollkommnenden trefflichen Dichter Wolfgang Müller, in Musik gesetzt von Schindler, wurde mit allgemeinem Enthusiasmus aufgenommen. Mit Wehmuth an die baldige Abreise denkend, schied ich von dem vaterländischen Kreise und besonders von seinem politischen Bestandtheile in einer Stimmung, die sich ungefähr mit folgenden Worten löste: „Der Trost des Scheidens liegt in der Hoffnung des Wiedersehens. Wenn ich in einem Kreise, der aus so eigenthümlich bedingten Elementen zusammengesetzt ist, wie der Ihrige, dies tröstende Wort: Auf Wiedersehen! ausspreche, so fühlen Sie wol selbst, welcher Deutung es fähig ist. Ja, meine Herren, auf Wiedersehen in der Heimat!

Ich spreche diesen Wunsch aus mit all seinem Bedenklichen und allem Erlaubten, mit allen seinen Schmerzen und allen seinen Freuden, mit allen seinen Nebengefühlen und Rückhaltsgedanken. Auf Wiedersehen in der Heimat! Es ist, als forderte ich Sie auf, ein Hoch zu bringen der Zukunft des Vaterlandes, ein Hoch den vernarbten Wunden, dem vergessenen Groll, ein Hoch der Ehre und der Würde des deutschen Namens! Auf Wiedersehen in der Heimat!"

Sechster Brief.

Paris, den 22. April 1842.

Ein größeres Auditorium als Philarète Chasles hat ein anderer vielgenannter Literarhistoriker, Edgar Quinet. Der Saal, in welchem dieser erst kürzlich von Lyon hierher versetzte junge Professor liest, mochte über 150 Zuhörer zählen, ohne die, die ab- und zulaufen. Auch hier fehlte es an Damen nicht.

Edgar Quinet gehört zu jenen jüngern französischen Doktrinairen, die aus schlechten Dichtern nicht selten gute Kritiker werden. Quinet's Poesie war eine todtgeborne. Seine dramatisirten Allegorien, die Faust und Byron nachahmten, waren kalt; ersonnen, dialektisch wie Systeme. Sein Heldengedicht über Napoleon ist vergessen. Aber als Kritiker hat dieser noch junge Gelehrte großen Erfolg gehabt. Man räumt ihm eine genaue Kenntniß der deutschen Literatur, besonders auch unsrer Philosophie ein. Er wohnte mehrere Jahre in Heidelberg, von wo er gute Kenntnisse der deutschen Sprache mitnahm und für den Fall, daß sie nicht ausreichten, eine deutsche Frau.

Edgar Quinet ist für die südlichen Literaturen angestellt, wie Ph. Chasles für die nordischen. Die deutsche gehört zur nordischen, die französische, die doch da, wo sie produktiv ist, mit uns auf gleichem Breitengrade liegt, wahrscheinlich zur südlichen. Quinet sprach über die Einflüsse der Politik auf die Poesie des Mittelalters. Man sahe, daß er Raumer's Hohenstaufen gelesen hat. Er wußte über die Idee der Hierarchie und des Kaiserthums zu reden, wie nur irgend ein deutscher Historiker. Er sagte nichts Neues, aber das Alte in artiger Verknüpfung. Er docirte auf Effekt. Er bereitete seine Applause wie ein Schauspieler vor, und wenn sie, wie der deutsche Schauspieler sagt, „gefallen" waren, trank er ruhig sein Zuckerwasser, wie ein Deputirter. Alle diese jungen Gelehrten werden auch in fünf Jahren Deputirte und in zehn Minister.

Ph. Chasles gefällt mir als Redner besser. Beide, Chasles und Quinet, hatten ihre Rede auswendig gelernt: aber Chasles sprach mit Ruhe, Würde, mit Eleganz. Chasles verrieth auch in seinem Vortrage, daß die Hände, die seine Aktion begleiteten, Glacéehandschuhe tragen. Ein französischer Professor rechnet zu seinen Jahresausgaben nicht blos neue Bücher, sondern auch einige Dutzend Glacéehandschuhe. Quinet trug indessen keine. Er hatte im Gegentheil etwas Struppiges, etwas Deutschprofessorisches. Man sah ihm an, daß er in Heidel-

delberg gelebt hat, wo die Professoren zuweilen in Schlafrock und Pantoffeln in ihr häusliches Auditorium kommen. Quinet hat kein so einnehmendes Aeußere, wie Ph. Chasles. Doch wurzelt er fester in seinem Auditorium als Jener. Ist dies nicht die Folge seiner Gelehrsamkeit, so ist es die Folge seines Gegenstandes. Der arme Chasles muß von dem hölzernen Brandt'schen Narrenschiff reden, während Quinet über Dante und Ariost reden darf: jener vertritt in Paris die kalten Nebelsagen Ossian's, die frostigen Wintermärchen der scandinavischen Edda, während dieser in die vollen, duftenden und blühenden Zaubergärten der südlichen Kunst und Poesie einführen darf.

An Quinet's Vortrag ist das falsche Pathos sehr störend. Er redet nicht, er predigt. Quinet hat gelesen, wie einst Foy redete; jetzt redet er, wie Foy redet, ohne ein Redner zu sein. Die großen oratorischen Manieren beim jedesmaligen verlegenen Räuspern und Steckenbleiben im Fluß der Worte bildeten einen komischen Contrast. Zuweilen hebt er seine Hand in die Luft, holt mit einem ungeheuern Redegestus aus und kann das Wort nicht finden, das dieser Gestus erhöhen sollte. Die Haupteffektfigur, die übrigens die französischen Redner auf dem Katheder und der Tribüne alle anwenden, ist ungefähr diese: „Es gab im Mittelalter ein Buch, welches den Geist seiner Zeit wie ein Spiegel die Brenn=

strahlen der Sonne in sich aufgenommen hat, ein Buch, welches wie ein Urwald in majestätischer Glorie in den Himmel ragte, ein Buch, an welches — ein Buch, für welches — endlich ein Buch, das — an das — durch das (folgen die weitschweifigsten Bezeichnungen) ein Buch — ein Buch — dieses Buch war „divina comoedia.“ Großer Applaus. Oder auch in dieser Form: „Eines Tages sahe man einen Greis in rothem Pantalon und weißem Haar, einen Greis, der, — einen Greis, dessen — einen Greis, dem, — einen Greis, den — einen Greis, von dem, — dieser Greis war — Boccaccio.“ Allgemeiner Enthusiasmus.

Sehr erfreulich war mir die Bekanntschaft Michel Chevalier's. Erfreulich und betrübend. Betrübend, wenn man vergleicht, wie man die Talente in Deutschland und wie man sie in Frankreich behandelt. Michel Chevalier, dieser geistvolle Schiftsteller, der die trockensten Materien der Nationalökonomie, des Eisenbahn- und öffentlichen Bauwesens mit Anmuth zu behandeln weiß, war noch vor zehn Jahren St. Simonist. In dem Prozesse, den die Regierung dem Bunde von Menilmontant machte, wurde Michel Chevalier zu einjährigem Gefängniß verurtheilt. Die Regierung verfolgte seine Prinzipien, schätzte aber seine Talente. Statt Michel Chevalier, wie dies in Deutschland geschehen wäre, seine Strafe absitzen zu lassen, gab sie ihm Reisegeld und

schickte ihn nach Nordamerika, um in ihrem Auftrage dort das öffentliche Leben der Nation zu beobachten. Chevalier schrieb seine geistvollen Briefe über Nordamerika ins Journal des Debats, kehrte zurück, wurde Professor an der Universität und ist seit einem Jahre, zehn Jahre, nachdem er zum „jungen Frankreich" gehört hatte, Staatsrath im außerordentlichen Dienst. Der deutsche Weg, ein Minister zu werden, ist nicht selten dieser: Der junge Adlige besucht das Gymnasium. Abgang aus Prima mit Nro. III. Ankunft in Göttingen und Bonn mit zwei großen Hunden. Examen. Durchfall. Uebergang vom Recht zur Verwaltung. Landrathsstelle. Landrath, immer noch Landrath, aber Ritter vieler Orden. Chef einer Regierung. Vicepräsident einer Provinz. Präsident einer Provinz. Minister.

Michel Chevalier gehört zu jenen Geistern, die der Aristokratie stets zu freisinnig, den Jakobinern stets zu aristokratisch erscheinen werden. Mit der rothen Mütze auf dem Kopf würde er so conservativ schreiben, als trüge er einen Stern auf der Brust; mit dem Stern auf der Brust würden ihn seine Umgebungen für einen Jakobiner halten. Es gibt Genien, die nie mit der Masse gehen können, ob es nun eine in der Blouse, oder eine in seidenen Strümpfen ist. Michel Chevalier ist destruktiv, aber gerade nur so viel, als nöthig, um vernünftiger wieder aufbauen zu können. Der In=

stinkt der Organisation ist der vorherrschende, die Harmonie seine leitende Idee. Nur Der steht wahrhaft über den Parteien, der das Gute der Parteien in sich aufgenommen hat. Michel Chevalier schließt sich der bestehenden Ordnung an, ohne dem liberalen Glaubensbekenntnisse einen einzigen seiner feststehenden Sätze zu entziehen. Er ist unterthan, zunächst der Idee, und der Ordnung deshalb, weil die Idee nur durch die Ordnung herrschen kann. Warum nicht die Blütenaugen der neuen Zeit auf den Stamm der alten pfropfen? Man kann, als Beamter, in einem nicht gänzlich asiatisch organisirten Staate nie so sehr dem Fürsten dienen, daß man nicht auch dem Wohle Aller, dem Glücke des Staatskörpers, der Ehre seiner Nation diente. Nur die immer bornirter werdende Einseitigkeit des „National“ kann in Michel Chevalier einen Apostaten sehen.

Das System Chevalier's ist vielleicht nicht richtig, aber es ist freisinnig. Er nimmt die Interessen der Existenz als die Garantien der Freiheit an. Er erkennt keine andere Basis der politischen Ansprüche, als die des Verkehrs, der Arbeit, der nützlichen Thätigkeit. Prärogativen und historische Ueberlieferungen von seinem Staate ausschließend, läßt er nur die Capitale, die Industrie, den Handel und die wie die Luft Alles umschließende Intelligenz zu. Seine Politik ist die der

biblischen Weissagung, Lanzen und Schwerter in Pflugschaaren zu verwandeln. Ackerbau, Handwerk, Handel, alle Produktion ist ihm Industrie. Alles, was man nach Chevalier für die Industrie thut, thut man für die Freiheit. Er führt Deutschland an, das aus seinem Zollverbande einen politischen Vortheil gezogen hätte. Die Industrie ist nicht der Sieg der Materie über den Geist, sondern der Sieg des Geistes über die Materie, sie ist nicht selbst die Freiheit, aber sie wird sie gründen. Alles, was man für die Industrie thut, thut man für die Freiheit. Man muß noch viel für die Freiheit, viel für die Industrie thun. Die Interessen, welche bisher rivalisirten, muß man aneinander fesseln. Organisation der Arbeit ist die Frage der Industrie und der Politik. „Krieg oder Frieden! schreibt Michel Chevalier. Wir leben in einer Zeit, wo die Völker Europas sich achten und lieben. Schon überall dieselben Sitten, dieselben Arbeiten, dieselben Gedanken. Der Handel hat überall solidarische Interessen geschaffen. Europa bietet den Anblick einer einzigen Familie. Und doch scheint der Politik zufolge täglich ein Krieg so möglich, so wahrscheinlich. Die Mächte fassen sich ins Auge, wie Ringkämpfer, die in die Bahn schreiten wollen. Dies Kriegssystem widerspricht den aufgeklärten Köpfen aller Länder. Denn das Wohl der Völker leidet darunter. Was kosten diese bewaffneten Drohungen,

das Geld nicht gerechnet, wie entzieht man der Arbeit so viel tausende von kräftigen Händen! Nur im Frieden ist Freiheit. Wozu der Krieg, seitdem es keine Aristokratie mehr gibt, die nur vom Kriege lebte?"

Michel Chevalier geht von denselben Voraussetzungen aus, auf welche die schon erwähnten socialistischen Neuerer ihre Systeme bauen. Seine gesunde Weisheit, gelehrt auf dem Katheder J. B. Say's, ist das beste Heilmittel gegen ihre fieberhaften Träumereien.

Michel Chevalier wohnt im Quartier Grec, im Malerquartier, wo man oft von eleganten Damen angeredet wird: „Monsieur, avez vous besoin d'un modèle?" Ich fand den geistvollen Schriftsteller leidend aussehen. Er hatte wegen gestörter Gesundheit einige Zeit seine Vorlesungen einstellen müssen. Mit Theilnahme sprach er von Hamburg, das er vor einigen Jahren gesehen, von Sieveking, von den Chathamsinseln. Diese letzten brachten sogleich das Gespräch auf Algier.

„Man wird, bemerkt' ich, Algier schwerlich anders behaupten können, als durch Militaircolonien, wie Oestreich und Rußland sie gegen die Türkei haben. Aber die Franzosen besitzen überhaupt nicht den Colonisationstrieb."

„Doch, doch, bemerkte Michel Chevalier. Wir haben früher viel Colonieen ausgeführt. Guyana ist theilweise französisch und zählt noch 14,000 Einwohner. Nur

muß bei uns Alles von der Regierung ausgehen. Gibt diese den Ton an, so vertraut das Publikum. Algier ist für uns eine große Last, die bis jetzt die glücklichen Generale nur erleichtert haben. Deren sind aber wenige. Bügeaud, der jetzt den Befehl hat, ist ein Mann von großer Tapferkeit."

Ich wagte es, gegen das von Chevalier gelehrte System der materiellen Interessen einige Zweifel auszusprechen. „Ich erschrecke vor dem Worte materiell, sagte ich; es ist mir, als tauschten wir unsere bisherigen Herren nur mit den Epiciers, den Börsenmäklern, den Geldaristokraten."

„Nein, sagte Chevalier, die Ideen werden nie dem Gelde unterliegen. So lange die Geschichte geht, hat die Gesellschaft immer die Wahl zwischen zwei Systemen gehabt, dem bürgerlichen und dem militairischen. Ich rede nie von Königen, Adel, von Conservativ, Aristokratie u. s. w., sondern vom Soldatengeist. Der Soldatengeist ist es, der die Staaten unglücklich macht. Die Könige spielen mit den Soldaten, die Adeligen mit den Uniformen. Wo die Könige in Soldatenuniform auftreten, wird nie die wahre Freiheit erblühen, eine Freiheit, die nur auf den Bürgergeist zu bauen ist, auf den Esprit bourgeois, der der Geist der neuern Geschichte ist."

„Ich denke mir, fuhr ich fort, die Bewegung des

Staates gleich der Bewegung der Erde. Wenigstens sollte sie dieser gleichen. Doppelt ist die Schwingung der großen Kugel. Einmal um sich selbst, einmal vorwärts in die Weite. Stoß und Gravitation. Intelligenz und Materie."

Chevalier erwiderte: „Nein, auch die Intelligenz ist beim Bürgergeist. Der Bürgergeist ist der Friede und nur im Frieden gedeiht die Wissenschaft. Das ist die große gemeinschaftliche Arbeit, an der wir Schriftsteller zu arbeiten haben, Alles für den Bürger, nichts mehr für die Elemente, die sich im Staate nur befinden, um ihn zu stören und zu beunruhigen! Dahin strebt auch Frankreich und gelangt dorthin, wie sehr auch Ehrgeiz und Habsucht noch sich drängen an das Ruder der Regierung zu kommen."

Michel Chevalier war kürzlich in Deutschland gewesen und hatte es vorurtheilsfrei angesehen. An guten Fragen erkennt man den praktischen Verstand oft besser, als an guten Antworten. Chevalier fragte nicht wie Thiers, wird es in Deutschland eine Revolution geben? sondern: Ist das Bedürfniß einer Verfassung in Preußen ein so großes, daß es auch im Volke wurzelt? Würden die Rheinprovinzen geneigt sein, mit den östlichen Provinzen nivellirt zu werden? Es ist wohl von Interesse, was dieser Gelehrte in seinen von der Revue des deux Mondes mitgetheilten deutschen Reisebriefen über die österreichische

Regierung unter dem Gesichtspunkte des Fortschrittes sagt. Es ist mit Geistern dieser Art eine leichtere Verständigung möglich, als mit jenen einseitig gebildeten pariser Advokaten, die sich in der Kammer und besonders in der politischen Presse zu Wortführern der Nation aufwerfen. Die vagesten juristischen Kenntnisse werden an nationale Vorurtheile angeknüpft, mit einem Style, der in der Schule der Leidenschaft gebildet ist, in Umlauf gesetzt und zu Richtern gemacht über Verhältnisse von Ländern und Völkern, von denen man nicht einmal die geographischen Bedingungen kennt, geschweige die sittlichen.

Die geschickte Auswahl mehrerer erst neuerdings angestellter Professoren der Universität ist ein Verdienst des Cultusministers Villemain. Villemain, ein Fünfziger, von gutmüthigem Ausdruck in den Mienen, stets freundlich und zum Scherze aufgelegt, nimmt unter jenen Zierden des französischen Katheders, die während der Restauration gegen die damals herrschenden Thatsachen den moralischen Stachel ihrer Studien richteten, eine der ersten Stellen ein. Die Sorbonne wußten damals in die Geschichte und Philosophie eine Bezüglichkeit zu legen, die eine unmittelbare Anwendung auf jene Menschen und Dinge erlitt, welche später durch die Julirevolution gestürzt wurden. Villemain hat ein Buch über Cromwell herausgegeben, das mehr schön geschrieben, als

gründlich ausgearbeitet ist; dennoch machte es seines gesunden politischen Urtheils und seiner pikanten Parallelen wegen großes Aufsehen.

Das Ministerium des Unterrichts liegt am linken Ufer der Seine in der Rue de Grenelle und ist, wie alle Regierungsgebäude, durch eine über dem Hôtel ausgehängte dreifarbige Fahne kenntlich. Zu ebener Erde in einem Hofe links finden die Versammlungen der Räthe statt. In demselben Gebäude liegt auch die Wohnung des Ministers. Villemain zeigte sich in seiner wohlgemuthen, behaglichen Weise. Frei und heiter blickt sein Auge. Mein Begleiter, einer der vortragenden Räthe, früher Villemain's Schüler, sagte nach dem Verlauf der ersten Begrüßungen: „Die Zeiten kommen nicht zurück, wo wir Jüngern zu Ihren Füßen saßen und Ihrem Worte lauschten! Die Restauration war traurig, aber das damalige wissenschaftliche Leben werden wir sobald nicht wieder haben.“

„Glauben Sie doch das nicht, antwortete Villemain lachend. Als ich jung war, klagten alle alten Leute, die das Theater nicht mehr sehen mochten, die Zeiten der Düthé wären vorüber. Wir, die wir jetzt alt sind, gehen nicht ins Theater, weil die Duchesnois nicht mehr lebt, und so werden in dreißig Jahren unsere Kinder nicht mehr hingehen wollen, weil es keine Rachel und keine Dejazet mehr gibt.“

Ein naheliegender Stoff der Unterhaltung war der Streit der Bischöfe gegen die Sorbonne. Der Bischof von Chartres veröffentlicht seit einiger Zeit Hirtenbriefe und Rundschreiben, in denen er, wie weiland in Deutschland der Erzbischof von Köln vor der Hermes'schen Lehre, so vor den Professoren der pariser Universität warnt. Die legitimistischen Blätter nehmen diese Angriffe in ihre Spalten auf. Der Abbé de Genoude unterstützt sie mit seiner jesuitischen Dialektik. Man wirft den Professoren vor, daß sie durch ihre Lehren die Jugend verdürben, zieht aus ihren Lehrbüchern freigeisterisch klingende Stellen aus und denunzirt an die ganze katholische Christenheit besonders das Journal des Debats, als den hauptsächlichsten Anhalt der neuphilosophischen Irrlehren.

„Diese Angriffe, bemerkte Villemain, gelten im Grunde nicht den Professoren, sondern den Ministern, die sie eingesetzt haben. Es ist ein Streit nicht gegen die Wissenschaft, sondern die Regierung. Die Geistlichkeit kann es noch immer nicht verschmerzen, daß ihr der Unterricht aus den Händen gewunden ist. Ich bin überzeugt, daß Jeder, dem Fortschritt und Aufklärung theure Namen sind, in dieser Frage auf Seiten der Minister stehen wird."

Es war ein Uhr. Eben hatt' ich im Café Cardinal die neuesten Blätter gelesen, und gelesen, daß

die bonner Universität einem jungen Docenten der Theologie die Erlaubniß, Vorlesungen zu halten, entzogen hatte. Das Ministerium in Berlin, weit entfernt, dem bischöflichen Geiste der Herren Sack und Consorten entgegenzutreten, bestätigte diese Entfernung. Wie gewaltig dieser Gegensatz zwischen Frankreich und Deutschland! Ich sahe auf dem Fauteuil vor mir einen jener kühnen Streiter für die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung, einen Vertreter jener ernsten gediegenen Richtungen, der Frankreich bei allen Schwankungen und Leiden seiner neuern Politik doch die einzige Festigkeit und Sicherheit seines Systems verdankt. Man nennt diese Richtung die doktrinaire. Was an ihr auszusetzen, ist oft gesagt worden: was an ihr zu rühmen, ist die Entsagung, ist der Muth, ist die tiefste Verschmelzung ihrer Wissenschaft mit dem Prinzip ihres Lebens. Diese Männer waren gestern Gelehrte, heute sind sie Minister. Die lange Zwischenzeit einer den Geist erschöpfenden, die Grundsätze untergrabenden und den festen Willen aushöhlenden Büreau-Carrière fällt weg. Sie vertauschen den Leitfaden, nach dem sie eben lasen, mit dem Portefeuille: und wenn sie noch so lange in der Hofluft verweilen, so paßt auf sie der lateinische Spruch: „Was man zum ersten Male in ein neues Gefäß thut, davon wird es ewig den Geruch behalten.“ Es werden in

Frankreich nicht so viel Jugendträume, so viel Jugendwahrheiten verrathen, wie in Deutschland.

„Ging' es nach den Gegnern unserer Universität, sagte Villemain, so müßten wir auch die Censur wieder einführen. Jamais! Jamais!"

Diese ernste Versicherung aus dem Munde eines Ministers war mir in dem Augenblicke sehr bedeutsam, wo es hie und da verlautete, Guizot und seine Freunde wollten die Censur wieder einführen. Eine so eben erschienene Brochüre: „Vorschlag, die Censur auf constitutionellem Wege wieder herzustellen, von einem Offizier der Nationalgarde;" wurde schon ihres Titels wegen von den Meisten mit Lachen, von einigen weiter Blickenden aber mit Besorgnissen aufgenommen. Seitdem man die Drucker für den Inhalt von Werken, die sie oft kaum verstehen, verantwortlich gemacht hat, seitdem man anfängt, die meistentheils sehr schadhaften Punkte des Cautionnements der Journale, ihrer Fonds, ihrer Eigenthumsrechte criminell zu untersuchen, hält man auch die Censur für möglich. Villemain aber und St. Marc Girardin, der mich zu ihm geführt hatte, wiederholten feierlich: Jamais! Jamais!

„Was machen denn nun, fragte der Minister, die deutschen Schriftsteller mit ihrem Geist, wenn sie ihn unter ein so schreckliches Joch, wie die Censur, beu-

gen müssen?" „Wir befleißigen uns, erwiderte ich, einen desto orginelleren Styl zu schreiben."

„Es ist wahr, sagte Villemain lachend. Wir haben dasselbe mit Benjamin Constant erlebt. So lange er unter der Censur schrieb, war er ein großer Stylist. Da er die Wahrheit umgehen mußte, so machte seine Feder die kunstvollsten Schlangenwindungen, die anmuthigsten Schönheitslinien. Später, als er schreiben durfte, was er wollte, wurde er grob. Man las ihn nicht mehr. Seien Sie aber überzeugt, daß wir um den Preis der Preßfreiheit doch lieber vorziehen, schlechte als mit der Censur gute Stylisten zu haben."

Die Zeit drängte. Villemain fuhr in die Pairskammer.

Siebenter Brief.

Paris, den 24. April 1842.

Je mehr man eine Kraft vertheilt, desto weniger wird sie wirken.

Bestreitet die Homöopathie diesen Satz: die französische Presse beweist ihn. Die Presse, an Blättern zunehmend, wird schwächer in ihrer Wirkung. Die Presse wächst in ihrer Kraft durch die Auflage, sie verliert aber durch die Concurrenz. Die Concurrenz hat schon jetzt einen großen Theil der Kraft des französischen Journalismus gebrochen.

Das Journal ist wirksam auf dem Ladentisch, dem Arbeitspulte, vor, während und nach dem Frühstücke. Es ist wirksam, wenn man es für seine baaren drei Sous im Theater oder beim Nachhausegehen Abends an irgend einer Ecke der Boulevards kauft. Wirkungsloser schon ist die Presse in der großen Auswahl, die die Cafés bieten, völlig schwach im Lesecabinet. Im

Lesecabinet liest man die Journale, um ihre Meinungen zu wissen, nicht um sie zu theilen.

Nirgends gelten die französischen Journale weniger, als in Paris. Im Auslande erfindet man sich zu jedem Journale einen Anhang, den man in Paris nirgends sieht. Was in der Ferne eine Partei scheint, schmilzt in Paris zu einem Actienverbande, zu einem Redactionsbüreau zusammen. In der Ferne hält man sich die besseren Journale, in Paris wuchert das Unkraut neben ihnen durch. Aus zwölf großen Zeitungen, die uns der Garçon zu unserer Morgenchocolade hinlegt, sich eine Meinung zu bilden, erfordert mehr Geist, als man in einem Kaffeehause bei Jedem voraussetzen darf.

Man hat die Statistik des Absatzes der Journale dann und wann mitgetheilt. Man kann diese Zahlen ziemlich genau liefern, da die Stempelabgabe eine genaue Controle der Auflage voraussetzt. Doch würde man sehr Unrecht thun, nach diesen Zahlen die Stärke der von dem Journal vertretenen Ansichten entnehmen zu wollen. Diese hängt nicht von der Zahl der Käufer, sondern von ihrem Stande ab. Sind die Käufer Gesellschaften, Kaffeehäuser, Zeitungsbüreaux, oder sind es Privatleute? Vertheilen sich diese 3 oder 4000 Abonnenten auf das Land oder die Stadt, auf Paris oder die Provinz, auf den Adel oder den Bürger, auf die Geistlichkeit oder die gezwungenen Abonnements der Re=

gierungsbüreaux? Welches ist das Morgenjournal des Handwerkers, des Epiciers, des reichen Börsenspeculanten? Man wird erstaunen, wenn ich sage: Sein Morgenjournal ist nicht das freisinnigste, nicht das geistreichste, sondern das wohlfeilste.

Commerce, Courier, Constitutionnel sind Blätter, die man bei Spazierfahrten nach St. Cloud und Versailles von dem pariser Mittelstande nennen hört. Dieser Mittelstand hat eine halbliberale Tendenz. Er liebt allerdings das Bestehende, besonders den guten Fortgang seines Geschäfts, allein es befördert doch seine Verdauung, zu sehen, wie man Andern die ihre erschwert, besonders den Ministern und dem guten Louis Philippe, den die Franzosen achten, aber nicht lieben. Der kundenreiche Friseur, der reiche Metzgermeister, der gebildete Sattler, Riemer, der Posamentier, selbst wenn er Schnüre für die Armee zu liefern hat, lacht gern über die Verlegenheiten der großen und gelehrten Herren, die er mit seinen directen und indirecten Steuern ernährt. Eine stürmische Deputirtensitzung ist ihm so viel werth, wie ein neues Vaudeville auf einem Boulevardtheater. So sehr er die Straßenemeuten, bei denen seine theuern Laden-Spiegel und Schaufenster zertrümmert werden können, verabscheut, so sehr liebt er Emeuten am Hofe, im Ministerrathe, in der Deputirtenkammer, kurz jede Emeute, die sich, wie er es nennt, innerhalb der parlamentarischen

Formen erhält. Für den pariser Mittelstand ist die Charte nicht da, um gehalten zu werden, sondern man hat sie erfunden, um sie dann und wann zu verletzen, überhaupt um Frankreich zu amüsiren. Er räumt den Ministerien ihre Nothwendigkeit ein, doch dürfen sie nicht zu lange dauern. Zwei Jahre ist die höchste Zeit, die er gestattet; nach zwei Jahren müssen es andere Namen sein, die er in den Zeitungen liest, die alten ennuyiren ihn.

Die ärmeren Handwerker und Arbeitsleute hängen von der Lectüre ab, die sie in ihrem Commerce de vin finden. Die Regierung gibt sich viele Mühe, in diesen Versammlungsörtern der untern Volksclassen, selbst in ihren Wohnungen die Zeitschriften zu verbreiten, die für die bestehende Ordnung geschrieben werden, aber da es theils an den Gegenwirkungen der Parteien nicht fehlt, theils den Arbeitern selbst an politischem Urtheil nicht gebricht, so hält der Weinschenk die Zeitung, die seine Gäste wünschen. Seitdem die 40 Franken-Presse „erfunden" ist, ist dies der Siècle, ein unter Odillon Barrot's Einfluß stehendes liberales Journal, das hauptsächlich deshalb gestiftet wurde, um der Presse von E. de Girardin die Stange zu halten. Der Siècle ist unstreitig das verbreitetste französische Blatt. Es zählt über 20,000 Abnehmer.

Daß die politische Journalistik in demselben Grade,

wie sie in Deutschland an Macht gewonnen hat, in Frankreich an Macht verlor, ist Thatsache. Die Schuld liegt an der eingestandenen Unfruchtbarkeit der Debatten, an den allzu häufigen Schwankungen der hervorragendsten politischen Charaktere und dem dadurch veranlaßten geringeren Vertrauen in die Aufrichtigkeit der gedruckten Versicherungen, endlich allerdings an der Vierzigfrankenpresse, die den Journalismus in die Sphäre der Industrie herabgezogen, die Geheimnisse der innern Mechanik eines Journals aufgedeckt und die niedrigsten materiellen Leidenschaften offenbart hat an Gemüthern, die man sich früher nur vom Glorienschein der Uneigennützigkeit umgeben vorstellte. Aus dem Principienkampfe wurde Brotneid. Mit dem geschwächten Vorurtheil verringerte sich die moralische Kraft.

Dennoch ist es noch immer der Mühe werth, einen Blick in dies Chaos der französischen Presse zu werfen. Wenn ein Journal auch keine Staatsmänner mehr stürzt, so kann es doch noch welche machen. Sie werden die Quelle bleiben, aus der sich der Fremde über Frankreich unterrichten muß. Melden sie nicht, was man weiß, so melden sie doch, was man glaubt. Der Irrthum ist längst wichtiger geworden, als die Wahrheit: ja der Irrthum ist in unsrer heutigen Politik sehr oft die Wahrheit selbst.

Wir theilen die französische politische Journalistik

ein in ministerielle, gouvernementale und Oppositionspresse.

Die Regierungspresse ist die ministerielle. Der Moniteur wird vom Staat bezahlt und erhält seinen Werth, wenn er veraltet. Man schlägt ihn nach, um frühere Reden in der Kammer, um Gesetze und Verordnungen zu vergleichen. Der Moniteur bringt deshalb den authentischen Inhalt der Kammerdebatten, weil jeder Redner das Recht hat, Das, was er gesprochen haben soll, selbst durchzusehen. Sauvo, der den Moniteur seit seiner Gründung redigirte, ist pensionirt; seitdem leiten ihn die Herren Panckoucke, Grün und Sauvage. Eine Stelle am Moniteur ist eine Sinecure. Das ministerielle Abendblatt, früher das Journal de Paris, dann la Charte de 1830, ist eingegangen und dafür der Messager angekauft worden. Hier findet man die Ankündigungen der Regierung, die telegraphischen Depeschen, die Berichtigungen, hier werden die „Dementis" gegeben über das Gerücht einer Ministerialauflösung, einer Streitigkeit unter den Collegen, über den auswärts als bedenklich geschilderten Gesundheitszustand des Königs u. s. w. Es finden sich bei diesem größtentheils nur aus Notizen bestehenden Blatte wenig Namen von Bedeutung. Da seine Finanzen geregelt sind, so kann es dann und wann ein gutes Feuilleton bezahlen. Der kleine Trabant des Messager ist der Moniteur parisien. Er ist nicht ganz

so officiell, wie der Messager, aber da er das Privilegium des Ausrufes in den Theatern hat, so hüpfen ihm schon zu gleicher Zeit mit dem Messager die meisten der officiellen Canards zu. Canard (Ente) nennt man jene kleinen Novitätenartikel, die aus einem Journal in das andere springen. Die ganze deutsche politische Journalistik z. B. ist aus lauter Canards zusammengesetzt. Ueber Nacht verwandelt sich der Moniteur parisien in die Gazette de Paris. Er rückt nämlich die hauptsächlichsten Artikel vom Abend zusammen, läßt die unbedeutenderen aus und gewinnt dadurch Raum für das vollständige Theaterrepertoir, das man auch am Rande des Corsaire abgedruckt findet. Man muß gestehen, daß die journalistischen Hülfstruppen der Regierung sehr unbedeutend sind. Le Globe, ein ministerielles Blatt, redigirt von Granier de Cassagnac, will keinen Fortgang gewinnen.

Die gouvernementale Presse vertheidigt allerdings den Hof und die Regierung als solche, aber nicht immer die Ministerien. Käme Thiers je wieder ins Ministerium, es würde doch vom Journal des Debats zu schamlos sein, ihn nach ihren neuesten Angriffen wieder vertheidigen zu wollen. Doch würde es sich einen Uebergang bilden. Es würde sagen: Wir achten Dich in diesem Augenblick, Deiner Würde wegen, wir wollen Dich nicht hindern, das Land glücklich zu machen, wenn Du

es kannst; wir wollen deshalb nicht mit der Opposition Hand in Hand gehen, weil uns der König dauert, der den Fehler begangen hat, Dich zum Minister zu machen! Ganz so steht jetzt die Presse des Herrn von Girardin gegen Guizot. Die Presse, ein in der That durch ihre Appellation an die materiellen Interessen einflußreiches Blatt, unterstützt Guizot in Allem, dessen das Ministerium gegen die Parteien bedarf, verschweigt aber nicht, daß sie einem Ministerium Molé geneigter wäre. Sie weicht in der Eisenbahnfrage und über das Untersuchungsrecht von Guizot ab. Für diese Unsicherheit wird das Ministerium durch die meist ministeriellen Provinzialblätter, besonders aber durch die politischen Uebersichten in den beiden großen Revüen schadlos gehalten. In der Revue de Paris schreibt Professor Lherminier, in der Revüe des deux Mondes Staatsrath Rossi den Bericht über die laufende Tagesgeschichte.

Die Oppositionspresse ist theils parlamentarisch, theils dynastisch, theils reformistisch, immer aber im Widerspruche mit der Regierung. Die parlamentarische Opposition ist die der Advocaten und der Deputirten, der Constitutionnel, unter Thiers' Einfluß, an der Spitze.

Im Constitutionnel wurde die Hauptmine gegraben, die allmälig die Bourbonen in die Luft gesprengt hat. Sein Kampf gegen die Jesuiten, gegen den Klerus, gegen die Restauration in allen ihren Verzweigungen,

selbst in den romantischen des Dramas, war einst eben so glorreich, wie gewinnbringend. Was unter der Restauration nur irgend unzufrieden war, fand das Echo seiner Klagen im Constitutionnel. Militairische Reminiscenzen der alten abgedankten Generale der Kaiserzeit mischten sich mit dem Ehrgeiz der jungen Generation, und die Kaufleute waren es, die dadurch für die Opposition gewonnen wurden, daß man sein Geld nicht besser anlegen konnte, als in einer Actie des Constitutionnel. Wer bei der Gründung des Constitutionnel 5000 Franks gezahlt hatte, konnte nach fünf Jahren sein Anrecht für 50,000, ja nach zehn Jahren für 250,000 Franks verkaufen. Da der Constitutionnel unter der Restauration zur Opposition gehört hatte, mußte er nach der Julirevolution ministeriell werden. Dies war ein Unglück für ihn. Die kleinen Blätter bewitzelten den alten Herrn, fanden, daß er sich am Ministertisch lächerlich ausnähme, und setzten ihm eine Schlafmütze aufs Haupt und einen grünen Schirm vor die Augen. Die Folge war jenes sprichwörtlich gewordene Desabonnement des Constitutionnel. Von 23,000 Abnehmern sind nur noch 6000 übrig geblieben. Die Actien sanken im Werth, Thiers kaufte sie auf nnd hält sich durch diesen Verbündeten, der nicht mehr sein Freund, sondern sein Sklave geworden ist.

Der Courier français hat nur 3000 Abonnenten,

verdient nur so viel, als er grade braucht, um seine Redacteure vor der Nothwendigkeit, sich bestechen zu lassen, sicherzustellen, und nimmt so lange für Thiers Partei, als sich Odillon Barrot dadurch nicht beleidigt fühlt. Der Courier français gilt mehr, als er einbringt. Er ist freimüthig, ohne die Bürger zu beunruhigen. Er ist tapfer, ohne Kriegslärm. Er ist in seinem englischen Theile gut redigirt und ist gefällig gegen das Ausland, ohne Frankreich etwas zu vergeben. Von E. Weil, dem Redacteur des deutschen Courier in Stuttgart, brachte er mit großer Zuvorkommenheit sachkundige Artikel über die Emancipation der Juden. Der Courier français ist leicht anzuregen und regt wieder an. Seine Kraft ist die, daß er nicht nach mehr strebt, als er besitzt. Er ist ohne Ehrgeiz für seine Partei und für sich selbst, seine Redacteure jedoch ausgenommen, von denen mir Leon Faucher nach hohen Dingen zu streben scheint. Seit einiger Zeit enthält er im Feuilleton kleine hübsch erfundene Drôlerien, die den langathmigen Erzählungen der Presse und des Siècle gefährlich werden können.

Das Siècle ist nächst den Debats und mit der Presse das einflußreichste Blatt in Frankreich. Es kostet nur vierzig Franken und bringt, was die andern Blätter für achtzig geben. Am beliebtesten ist es durch sein Feuilleton, an das es ungeheure Summen verwendet. Die Politik in dem hohlen Geiste Odillon Barrot's ist die

Knochenzugabe zum Fleisch. Das Siècle orakelt gern, wie sein Beschützer. Der Redacteur Chambolle hat sich unter Armand Carrel zum Publicisten gebildet. Seine Artikel sind umfassenden Inhalts, ohne besondern geistigen Gehalt. Chambolle und Louis Denoyers, letzterer für den literarischen Theil, sind die beiden Arme des Siècle. Die Theaterkritik besorgte früher Bergeron, derselbe, der für eine Emile de Girardin gegebene Ohrfeige noch jetzt in der St. Pelagie sitzt. Jetzt schreibt sie Hippolyt Lucas.

Ein neues Vierzigfrankenblatt, la Patrie, steht unter dem liberalen Deputirten Pages de l'Arriège. Es ist erstaunlich, daß eine Zeitung ohne innere Nothwendigkeit und äußeren Werth es doch in Frankreich allein durch seine erste Ankündigung schon auf 1500 Abnehmer bringen kann. Zu viel, um zu sterben, zu wenig, um zu leben.

Der Commerce, früher Journal du Commerce, gehörte lange Zeit, materiell und geistig, dem Deputirten Mauguin. Diese Zeitung hat viele Anstrengungen gemacht, um Terrain zu gewinnen. Da es einen Handelszweck affichirt, so gehen viele Leute auf dem Lande in die Falle und kaufen statt einer Vertheidigung der materiellen Interessen in ihm eine verworrene auswärtige Politik, sibirische Kindermorde, polnische Revolutionen, petersburger Emeuten, Tscherkessensiege und ähnliche

Neuigkeiten aus Mauguin's Privatministerium der öffentlichen Angelegenheiten. Dies Journal kaufte der Abenteurer Louis Bonaparte an und hätte damit allerdings erfolgreicher im Herzen Frankreichs landen können, als zu Boulogne. Aber es fehlte das Talent, das ihn vertheidigt, es fehlte Aufrichtigkeit, die ihm gedient hätte. Der Commerce kam an seinen alten Eigenthümer zurück. Thiers, der seit dem 1. März 1840 die ganze Journalistik in sein Interesse zu ziehen suchte, konnte sich nicht mit Mauguin verständigen und so blieb der Commerce bei jener alten Linken, deren Vertreter in der Kammer neben Mauguin Lherbette ist.

Der Temps steht nicht ganz in der rein parlamentarischen Sphäre. Von dem Büreau dieser Zeitung ging bekanntlich die Julirevolution in ihren gesetzlichen Demonstrationen aus. Ihrem Drucker Baude sollten die Pressen vernichtet werden. Die Schlosser und Schmiede, die die Regierung abgeschickt hatte, kamen und gingen unverrichteter Sache fort, da ihnen Baude aus dem Code den Paragraphen vorlas, daß Jeder, der dem Andern die Mittel seiner Existenz zerstört, die Galeeren verwirkt. Im Büreau des Temps versammelten sich die Volkshäupter und beriethen die ersten gesetzlichen Schritte gegen eine Dynastie, die aufgehört hatte, zu regieren. Seither ist der Temps immermehr gesunken. Sein einst gepriesenes Feuilleton, an dem Coste, No-

dier, Loewe-Weimars schrieben, ist in die Hände Eug. Briffault's gefallen, eines jener leichten Schwätzer, die aus dem pariser Straßenstaub, aus dem Geruch der Gaslaternen, aus einem gestürzten Miethgaul Stoff zu großen Artikeln hernehmen. Die Kammerfraction, die der Temps vertheidigt, gruppirt sich um Passy und Dufaure, die unter Soult im Jahre 1839 Minister waren.

Zu den Blättern derjenigen Opposition, die eine Aenderung der Dinge weniger in den Ministern, als in der Dynastie wünschen, gehören von liberaler Seite der National, von legitimistischer die Gazette de France, die Quotidienne, die France, die Mode.

Der National war unter A. Carrel republikanisch. Seit den Septembergesetzen ist er bonapartistisch. Die Redacteure werden diese Definition schwerlich zugestehen, aber sie reicht aus. Der National hat so lange für die Freiheit gestritten, bis er es müde wurde, die Franzosen zu überzeugen, und zum Ruhme griff. Die Fasces einer Consularregierung hat er vertauscht mit dem Commandostabe des Kaiserreiches. Napoleon von 1815, Napoleon, der eine Charte votirt, würde dem National seit Carrel's Tode vollkommen genügen. Der National ist das Organ der Armee geworden, das Organ der jungen Unterofficiere, die gern die Epaulettes verdienen wollen. Seit den Debatten über die Rheingrenze wird uns in dieser Zeitung nichts mehr vertraut ansprechen.

Der Deutsche muß in ihr ein Streben erblicken, vor dessen Siege er sich zu fürchten hat. Immermehr von diesem Siege sich entfernend, ist der National mürrisch, stetig, hypochondrisch geworden. Thomas, ein ehemaliger Holzhändler, liegt als Gérant wie ein Cerberus vor dem Eingang in die Höhle des National. Jules Bastide und Armand Marrast, beides Schriftsteller von großem Talente, sind die beiden Herzkammern dieses kleinen Staatskörpers.

Auch die Gazette de France ist herabgekommen und wird es immer mehr, wenn Herr von Genoude fortfährt, sie zu nichts, als dem Bülletin seines täglichen Befindens zu machen. Herr von Genoude haben wohl geruht, Herr von Genoude haben eine Reise gemacht, Herr von Genoude sind von der ganzen Bevölkerung des Südens mit Triumphpforten und Ehrenbogen eingeholt worden, — man würde diese Bülletins für eine Satyre auf den König halten, wenn Herr von Genoude diese genauen Berichte über sich nicht der christkatholischen und legitimistischen Sache, die die Gazette vertheidigt, schuldig zu sein glaubte. Nichtsdestoweniger ist die Gazette vom Papst verboten worden. Der Papst will keine Freunde, die den katholischen Fürsten Verlegenheiten schaffen. Er will keine Priester, die das allgemeine Stimmrecht lehren und sich nur deshalb noch für eine vertriebene Dynastie verwenden, weil keine Aus-

sicht da ist, daß sie je zurückkehrt. Herr von Genoude ist fast schon so gut ein Republikaner, wie Lamennais. Diese Zeitung, die der Regierung viele Sorgen macht, die, seitdem sie sich in ein Abendblatt verwandelte, wenn nicht an Abnehmern, doch an Lesern gewann, wird von Genoude wie eine Provinz geleitet. Die Unterpräfecten sind Lourdoueix, Bauregard und Bossange. Bossange schrieb früher die Briefe der Nachbarin, die in der Gazette so vieles Aufsehen machten.

Die Quotidienne ist nicht so radikal, wie die Gazette. Sie würde sich mit Louis Philippe versöhnen, wenn z. B. das uralte Privilegium der französischen Könige, durch das Auflegen ihrer Hände Kröpfe zu heilen, auch auf ihn übergegangen wäre. Der Herzog von Montmorency bringt dem Bestehen dieses Journals große Opfer. Herr Laurentin leitet die Redaction. Muret, Poujoulat und Merle sind seine Mitarbeiter. Ausgesprochener ist die Farbe der France, eines nur dürftig vegetirenden Blattes, an welchem der fahrende Ritter Vicomte d'Arlincourt arbeitet, jener Minstrel, der durch Europa nach Dosen, Ringen, Anekdoten und Diners pilgert, wie die alten echten Pilger nach den Cedern Libanons. Eines der gefährlichsten legitimistischen Blätter ist die Mode des Vicomte Walsh. Diese elegante Revue erscheint jede Woche nur einmal, findet sich aber auf allen Toilettentischen des Faubourg St. Germain.

Die Wespen dieser kleinen Revue stechen nicht die Minister, sondern den König, die Prinzen, die Prinzessinnen, den Hofstaat. Die Mode kritisirt die täglichen Ausgaben Louis Philippe's, seine Jahresrechnungen, seine Weine, seine Diners. Ist einer der jungen Prinzen im Theater, so schreibt die Mode, er hätte schmuzige Handschuhe angehabt. Seit einigen Tagen zögert eine der Schwiegertöchter des Königs mit ihrer Niederkunft. Die Mode schreibt, sie müsse dies aus Sparsamkeit thun, weil der König wünsche, sie käme an seinem Namenstage, dem ersten Mai, nieder, damit die Kosten dann in Einem hingehen. Die Mode macht die Familienabende des Königs lächerlich, wie die Glieder der Familie alle um einen runden Tisch herumsitzen, einen Tisch mit Schubladen, wo Jede ihr Strickzeug hervorholt. Mad. Adelaide, die Schwester des Königs, setzt die Brille auf. General Athalin, des Königs Adjutant und so zu sagen sein Schwager, hält das Garn, das die Königin abwickelt. Die Civilliste gibt einen Ball. Die Journale erzählen, daß einige eingeladene Nationalgarden-Majore sich betrunken hätten. Die Mode widerlegt dies Gerücht, da kein Major von der pariser Nationalgarde im Stande wäre, die Weine zu trinken, die die Civilliste in ihrem Keller führt. Die Mode wird oft mit Beschlag belegt, oft verurtheilt, aber es scheint, als wenn von Kirchberg und Görz die Mittel kommen, ihre Ver-

legenheiten zu decken und den talentvollen Redacteur, Vicomte Walsh, für seine Gefahren zu entschädigen.

Die radikale politische Oppositionspresse besteht aus der fourieristischen Phalange und dem communistischen Journal du Peuple. Die erste ist ohne Einfluß, wenn auch nicht ohne Bedeutung. In Paris ist kein gedruckter Buchstabe ohne Bedeutung. Das Journal du Peuple schwang sich durch Dupoty's unerklärliche Verurtheilung so auf, daß es, statt drei Mal wöchentlich, täglich erschien. Man findet im Journal du Peuple vortreffliche Aufsätze. Der Standpunkt, von welchem aus die laufende Tagesgeschichte hier beurtheilt wird, ist neu und nicht selten erhaben. Kersausie, Louis Blanc, Felix Pyat arbeiten für das Journal du Peuple. Da man keine Revolutionen mehr in den Straßen machen kann, so hat sie dieses Blatt in das Feuilleton verlegt. Jede Nummer bringt im Feuilleton Geschichten, Novellen, Anekdoten aus den verschiedenen Revolutionen aller Jahrhunderte. Dabei ist es Bedingung, daß jede Revolution aus den edelsten Triebfedern entstehen und von den tugendhaftesten Menschen geleitet werden muß. Ein deutscher Schriftsteller lieferte dem Journal du Peuple einige neuere deutsche Revolutionsbilder. Man würde sie genommen haben, wenn der Vf. nicht mit zu viel Ironie vom hambacher Feste gesprochen hätte. Bei aller Gediegenheit dieses Blattes in seiner Redaction und seinen

politischen leitenden Artikeln wird es sich nicht halten können. Die radikale Partei kann in Frankreich nur herrschen, wenn sie gefürchtet wird. Man kann in Frankreich vielleicht das ganze Volk auf den Standpunkt des reinen Jakobinismus hinaufschrauben, aber nicht das, was man Publicum nennt. Die Leute, welche Geld haben, kaufen das Journal du Peuple nicht. Die, welche vielleicht lesen können, haben kein Geld, und Die, für welche diese Zeitung eigentlich berechnet ist, haben weder Geld noch können sie lesen.

Nimmt man zu diesem Chaos der täglich erscheinenden Journalistik noch die in Paris selbst sehr abbleichenden und minder eindrucksvollen Witzeleien des Charivari und die plumperen Satyren des Corsaire, so wird man es nicht unerklärlich finden, wie sich zuweilen die selbständigen, freieren Geister über diesen Wirwarr hinauszukommen sehnen. Wär' ich Franzose, ich würde vielleicht mit irgend einer Meinungsschattirung dieser Blätter übereinstimmen; übertrag' ich aber mein deutsches Gefühl auf dieses tosende Marktgedräng, so würd' ich mir einen Standpunkt außer ihm suchen müssen, ich hielte diese Monotonie eines und desselben Mühlengeklappers nicht aus. Wer in Frankreich sich vom Journal befreit, kann es nur, wenn er über den Journalismus erhaben ist. Den Gelehrten, den Philosophen, den Dichter kümmert dieses ewige Dreschen leeren

Strohes wenig: er leidet selbst zu sehr darunter, als daß er für irgend einen dieser trügerischen Faktoren der öffentlichen Meinung Partei nehmen sollte. Staatsmänner aber, die sich über diese Debatten erheben könnten, die heute legitimistisch, morgen demokratisch urtheilten, sind jetzt noch seltne Ausnahmen: eine der glänzendsten Lamartine. Journalisten, die sich in Frankreich eine selbständige Bahn brechen, kommen nur alle zehn Jahre einmal vor. Man macht sich als Tagesschriftsteller in Paris noch immer nicht anders geltend, als durch ein Journal: man macht ein Journal nicht anders geltend, als durch eine Partei.

Zwei Journalisten, die sich in dem Gewühl der französischen Presse einen eigenen Standpunkt zu schaffen verstanden, sind Henri Fonfrède und Emile de Girardin. Der erste ist todt. Er kam von Bordeaux, wo er sich durch eine Provinzialzeitung einen Namen gemacht hatte, nach Paris und zeichnete sich in dem damals noch bestehenden ministeriellen Journal de Paris aus. Fonfrède wich von der ganzen Politik Frankreichs ab; er desavouirte nicht allein die Politik des Parteigeistes, sondern sogar die der Regierung. Er war entschieden anticonstitutionel, ein reiner Monarchist. Fonfrède sprach über den Staat, als hätte er dessen Natur in Göttingen studirt. Die Lehren von den drei Gewalten im Staate, von der Nothwendigkeit ihrer Trennung, von

dem Vertrage zwischen Fürst und Volk, alle diese Grundsätze des neuen constitutionellen Staatsrechtes verwarf dieser Schriftsteller, der sich seine eigne Doktrin, ja sogar seine eigne politische Sprache schuf. Sein Hauptsatz war: frei sein heißt: gut regiert werden. Fonfrède, fanatisch in seinen Angriffen, indiscret in seinen Vertheidigungen, schuf der Regierung, die an seinem polemischen Talente allerdings Freude hatte, doch große Verlegenheiten. Sie mußte ihn nach Bordeaux zurückschicken.

Nach Fonfrède bildete sich Emile de Girardin, nur mit dem Unterschiede, daß wenn jenen die Ueberzeugung reif machte, bei diesem viel die Umstände dazu beitrugen. Girardin gilt für einen der einflußreichsten Männer in Frankreich. Er hat die Presse im Privilegium ihrer Alleinherrschaft untergraben, indem er seine Zeitung für vierzig Franken verkaufte und dadurch die Finanzen aller übrigen Blätter verwirrte. Wo nichts ist, hat in Frankreich, wie überall, der Kaiser sein Recht verloren, und auch das Volk das seinige. Girardin machte mit seiner Unternehmung Glück. Er zahlte, er zog die bedeutendsten Talente in seinen Kreis, er brach die Macht des Journal des Debats, ohne darum zur Opposition überzugehen, er war gouvernemental, zuweilen antiministeriell, immer aber der Schutzherr des Königs, der königlichen Familie, der Schutzherr der französischen Vor-

urtheile gegen England, der materiellen Interessen gegen die Ideologie des Tages. Es ist aus vielen Gründen wol unmöglich, daß E. de Girardin je Minister wird, aber er hat dem Hause Bertin einen Theil seiner Macht entrungen, man fürchtet ihn, man macht ihm den Hof, man bewundert sein Talent, man gibt sich in den Tuilerien die Miene, als müsse die Dynastie Orleans sich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben, er wird bald die Minister machen, wie er jetzt schon bei den Wahlen durch seine unterm Volk sehr verbreitete Zeitung die Deputirten macht.

Trotz dieses Einflusses glaub' ich nicht, daß Jemand in Frankreich in Emile de Girardin's Haut stecken möchte. Es gibt Namen in Paris, die vielleicht unpopulärer sind, als der seinige, aber keinen, der in größern Scandal verwickelt war. Begegnete diesem Schriftsteller ein plötzliches Unglück, es würde nur Wenige geben, die ihn bemitleideten. E. de Girardin ist ein warnendes Beispiel, wie weit man mit sich und seiner Ehre in die Oeffentlichkeit treten darf. Als Deputirter von Bourganeuf hat dieser ohne Zweifel talentvolle Mann eine schonungslose Prüfung seiner Geburts- und Lebensumstände ertragen müssen. Seitdem ich höre, er wolle sich ihr bei den nächsten Wahlen zum zweiten Male aussetzen, ist mir die traurige Thatsache bewiesen, daß

Zweifel an unserm moralischen Werth diesen Werth selber untergraben können.

Emile de Girardin ist von mittlerer Figur und blassem, fahlem Gesichtsteint. Seinen Augen ist ein prüfendes Stechen, eine Mischung von abwechselnder Unruhe und plötzlicher scharfer Fixirung eigen. Man sieht ihnen die gewaltig im Hirn umrollenden Gedanken, die ewige Erregung der Leidenschaft, die Lebhaftigkeit einer überreizten Phantasie an. Sein ganzes, etwas unreif aussehendes Wesen scheint auf dem Qui vive! zu stehen. Man kann von ihm sagen, Erschöpfung und Anspannung durchzittern sich so in ihm, daß man nicht weiß, ob er am Vorabend eines Entschlusses oder am „Lendemain" einer Täuschung steht. Beim Anblick der zarten Hand, die den charakterfesten und geistvollen Redakteur des National, Armand Carrel, tödtete, überkam mich eine Rührung, die auszusprechen, wol etwas zu deutsch gewesen wäre. Girardin selbst rührte mich: sein täglicher Kampf, seine täglichen Prozesse, seine täglichen Briefe an den National, sein beunruhigender, unbefriedigter Ehrgeiz, seine Inpopularität. Man kann Jemanden im Duell getödtet haben, aber um uns darüber ganz zu beruhigen, muß der Andere uns gefordert haben. Man kann in der großen Oper eine Ohrfeige bekommen, man hat nicht nöthig, wenn man schon ein Mal Jemanden erschoß, sich deshalb noch

ein Mal zu schießen, aber es ist drückend, wenn der Thäter dafür drei Jahre ins Gefängniß muß. Einen Deutschen würden solche Erfahrungen zum Einsiedler machen, den Franzosen treiben sie, sich immer noch mehr in der Masse vorzudrängen. Bitterkeit, Melancholie und nervös gereizte krankhafte Leidenschaft sind in den Gesichtszügen Girardin's unverkennbar.

Der Redakteur der Presse spricht mit Geist und nicht ohne Kenntnisse. Er ist viel gereist, hat mit französischen Augen viel gesehen, mit französischen Ohren viel gehört, Girardin kennt Deutschland, unsre Politik, unsre Eisenbahnen, unsre Theater. Er sprach über die Verwaltung, die Gesetzgebung, die Journalistik Frankreichs, Europas und Amerikas mit gleicher Gewandtheit, nicht nur notizenweise, sondern nach Gesichtspunkten. Er bezweifelte die längere Dauer des Ministeriums Guizot, stellte Guizot's politische Talente in Abrede und deutete auf Molé. Ich nahm aus seinen anregenden Gesprächen, was mir haltbar schien, fand aber, als er von Deutschland redete, aufs Neue bestätigt, daß man in Frankreich der verhaßteste Absolutist sein und in Deutschland noch als ein eingefleischter Jakobiner erscheinen kann. Die Franzosen sprechen über Emile de Girardin, wie wir etwa über das berliner politische Wochenblatt sprechen würden. Und doch steht dieser Publizist ganz auf der Höhe der Zeit, ist ent-

schieden constitutionell, ein entschiedener Freund der Preßfreiheit. Herr von Girardin erzählte von seinen Entrevüen mit dem Fürsten von Metternich und Herrn von Rochow. Beide Staatsmänner werden sich überzeugt haben, daß ein deutscher Liberaler, gegen einen französischen Hofpublizisten gehalten, doch noch in seinen Ansprüchen ein wahres Muster von Bescheidenheit und in seinen Grundsätzen würdig eines Ordens ist.

Achter Brief.

Paris, den 26. April.

Das ehemalige Kloster der Kapuzinerinnen schenkte Napoleon dem Marschall Berthier, Fürsten von Wagram. Im Jahre 1821 kaufte die Regierung das Hôtel Wagram an, um hierher das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu verlegen, das früher im Hôtel Galifet, Rue du Bac, war.

Mitten zwischen dem glänzenden Gewühle der Boulevards und den vornehmen Umgebungen der Madeleine und des Vendômeplatzes liegt die Wohnung des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten. Eine friedliche, der übrigen Welt entrückte Einsiedelei. Lindenbäume und Pappeln ragen hinter einer hohen Mauer, die das Hôtel des Capucines umringt, hervor. Im Innern selbst laufen die Empfangszimmer des Ministers mit ihren hohen, als Thüren zu öffnenden Fenstern in freie und gefällige, wenn auch nur kleine, grüne Gartenräume. Es ist nicht zu verwundern, daß Jeder,

der einmal dieses Hôtel bewohnte, sich dahin zurücksehnt, auch wenn er einige seiner Grundsätze draußen zurücklassen müßte.

Guizot sprach vertraut mit Barante. Es galt den Vorbereitungen einer halbvertraulichen Sendung nach England, deren Zweck ohne Zweifel der sein wird, England darauf aufmerksam zu machen, daß eine so einseitige, hartnäckige und selbstsüchtige Politik, wie die bisher z. B. im Durchsuchungsrecht von England befolgte, die französischen Staatsmänner bei aller Neigung zu Frieden und Eintracht, doch noch, dem französischen Volkswillen zu genügen, zu äußersten Schritten treiben müßte. Man kann sich in Frankreich als Minister erhalten, auch wenn man die Gesetze, nicht aber, wenn man die Nationaleitelkeit verletzt.

An der runden Familientafel, unter Kindern und Hausfreunden, hat Guizot etwas Gemüthliches, etwas Patriarchalisches. Ich war nicht in dem politischen Paris, sondern in dem pädagogischen Genf. Es fehlte nichts als ein Gebet, das eines der Guizot verwandten Kinder laut vorgesagt und die anderen mit gefalteten Händen leise nachgesprochen hätten. Es herrschte jene stille, feierliche Stimmung, deren man in Genf so dringend bedarf, um vor dem Rauschen der Rhone den gleichmäßigen Schlag der genfer Uhren, das Picken dieser Tausende von kleinen Taschenzeitmessern, die Genf

hervorbringt, zu unterscheiden. Familien, die viel Unglück erlebten, bekommen etwas Finsteres, zuweilen etwas Heiliges in ihrem Stillleben. Guizot's Vater starb in der Revolution unter dem Beil der Guillotine. Man kann sich aus dieser schmerzlichen Erinnerung, die durch den täglichen Anblick seiner bei ihm lebenden Mutter immer wach gehalten wird, nicht nur Vieles in Guizot's Häuslichkeit, sondern auch in seiner Politik erklären.

„Ist die deutsche Schaubühne national?" fragte mich Guizot.

„Sie war es zur Zeit Schiller's, zur Zeit Iffland's, Schröder's und Kotzebue's. Seither gehört sie Frankreich an, von dem wir uns aber jetzt zu befreien suchen."

„Ich war früher dem Theater sehr befreundet, fuhr Guizot fort. Seitdem ich dem Spiel der Welt angehöre, hab' ich für das Spiel der Breter den Sinn verloren. Damit eine Bühne recht auf das Volk wirke, müssen die Eingangspreise so niedrig als möglich sein. In Paris sind die guten Theater zu theuer. Im Allgemeinen nimmt der Sinn für die Bühne ab. Als ich vor Jahren in England war, fand ich in einer einzigen Straße von Edinburgh allein sieben Theater. Später erhielt sich davon nur noch eines."

„Es mag an der Zeit, aber auch am Verfall der Kunst liegen, bemerkte ich; der Staat sollte die

Theater mit derselben Aufmerksamkeit behandeln, wie er für das Interesse der Kirche sorgt. Auf dem Standpunkte unsrer Tage kann diese Zusammenstellung keine Profanation mehr sein."

„Im Gegentheil, antwortete Guizot. Man hat in Paris die statistisch erwiesene Bemerkung gemacht, daß sich mit der Abnahme des Theaterbesuches die Verbrechen mehren. Geht der Handwerker nicht ins Theater, so geht er auf einen Ball. Die Einsamkeit oder die schlechte Gesellschaft langer Abende führt zu verbrecherischen Handlungen. Zu geschweigen, daß ein gutes Volksschauspiel die Sitten veredelt."

Das Dejeuner ging unter ähnlichen Erörterungen über das Schauspiel vorüber. Guizot führte mich darauf in sein Cabinet. Wir sprachen von der Politik. „Ich habe, sagte er, Deutschland stets geliebt und bewundert. Meine Studien führten mich früh auf die Geschichte, Literatur, auf die Gelehrsamkeit der Deutschen. Ich hatte eine Periode von vier Jahren, wo ich nur deutsche Schriften las und dann und wann mit englischen abwechselte. Der deutsche Nationalcharakter ist mir stets heilig gewesen. Es liegt etwas Ernstes, Edles, etwas Biedres und Frommes im Wesen der Deutschen. Soviel ich mir über den politischen Charakter Ihres Volkes klar machen konnte: so schien mir dieser aus zwei Triebfedern zusammengesetzt. Die eine

ist die des Fortschrittes. Sie haben ein ungestümes Verlangen der Neuerung, einen schnellen Reiz an neuen Ideen, sie haben den Trieb, de marcher en avant, de marcher, comme vous l'appellez vorwaerts. Das andere Element ist ein stabiles, etwas Träumerisches, Unentschlossenes, ja Unpraktisches. Dies verhindert Sie, von Ihren Ideen eine dem allgemeinen Wohle ersprießliche Anwendung zu machen. Ich gestehe Ihnen indessen doch, daß mir an dem gegenwärtigen Gange der Angelegenheiten in Deutschland Vieles fremd und sogar befremdlich ist."

Ich würde die Stellung eines Mannes wie Guizot und sein Vertrauen wenig zu schätzen wissen, wollt' ich die lange Erörterung, die sich über dies Thema zwischen uns anspann, hier wiedergeben. — — — — Daß seine Richtung eine friedliche ist, weiß man. „Nur im Frieden, sagte er, kann das Glück der Völker blühen." Doch als Franzose, als Vertreter einer ihm anvertrauten Stellung, als Minister einer Dynastie, die sich befestigen will, mag er doch im Allgemeinen über Deutschland mit Thiers übereinstimmen. Er charakterisirte übrigens Thiers sehr treffend mit folgenden Worten: „Herr Thiers, mein unermüdlicher Rival, hat das Unglück, bei allem Talent doch nur ein Nachahmer zu sein. Bald ahmt er Ludwig XIV., bald die Jakobiner, bald das Direktorium, bald Napoleon nach. Es scheint

als wenn er sich bei seiner Kenntniß der neuern Geschichte Frankreichs nicht anders aus seinen Verlegenheiten helfen kann, als daß er sich frägt, wie würde es das Königthum, wie würde es die Republik, wie würde es das Kaiserreich in dieser Lage gemacht haben."

Prozesse führen, ist unangenehm, krank sein, wohl noch widerwärtiger. Louis Philippe verliert nicht gern Geld, aber noch weniger gern das Leben. Wenn er Thiers ins Ministerium ruft, so ist es, als rief' er einen Advokaten, der ihm einen Prozeß führen soll. Ruft er Guizot, so ist es, als rief' er einen Arzt, der ihm seinen Puls fühlen soll.

Guizot hat alle würdevollen, aber auch die etwas beängstigenden Eigenschaften eines Arztes. Er ist kein Damenarzt, der statt nach dem Befinden seiner Patienten sich zu erkundigen, nach ihrer neuesten Lektüre fragt, Anekdoten erzählt und nicht eher geht, bis er für seine nächste Visite nicht etwas Neues weiß. Guizot's Auge zeigt Wohlwollen und doch Strenge. Die Haltung des nur kleinen Wuchses ist sicher und entschlossen, die Bewegung, die eine Hand in der Brust- und die andere in der Pantalontasche zu halten, bleibt sich fast mmer gleich. Die Sprache deutlich und bestimmt. Er hört mit Ruhe an, ergänzt, wie ein Lehrer, die Aeußerung des Andern, wenn dieser sie selbst nicht ganz klar aussprechen kann, und tritt dann erst mit seiner

Antwort hervor, die allerdings etwas von der Unwiderrufbarkeit eines Richterspruchs, etwas Apodiktisches hat.

Guizot ist in Genf erzogen worden. Er ist Protestant und hat etwas von der herben Strenge des Calvinismus. Die genfer Erziehung bringt weit mehr Erzieher, als Erzogene hervor. Sie erzeugt eine große Regelmäßigkeit im täglichen Lebensverkehr, ein großes Selbstvertrauen in die erhaltene Bildung. Man bringt in Genf Alles auf Grundsätze zurück. Die überzahlreiche Geistlichkeit könnte man protestantische Jesuiten nennen; sie erziehen, sie leiten die Familien, sie leiten den Staat, sie haben es verstanden, in Genf alle Erscheinungen des dortigen Lebens unmittelbar mit sich in Verbindung zu setzen. Durch diese etwas düstre Atmosphäre zucken zuweilen die Flammen einer augenblicklichen ekstatischen Begeisterung. Die genfer Predigten erheben sich von trocknen Begriffsspaltungen oft plötzlich zu unmittelbaren Visionen, die Stimme der Redner zittert, das Auge starrt, die Gemeinde zerfließt in Thränen. Genf bildet in Wissenschaft, Kunst und Leben eine so eigenthümliche Welt für sich, daß Guizot, der eilf Jahre lang von der Hinrichtung seines Vaters an, 1794 bis 1805, daselbst lebte, in seiner Bildung wol nach jenen Elementen beurtheilt werden kann.

Im Jahre 1805 kam Guizot nach Paris. Er schilderte seinen Tischgenossen diese Ankunft, die Ent-

fernungen der Straßen, die Uebermüdung und das ewige Einerlei in der großen Abwechselung mit vieler Gemüthlichkeit. Der jetzige Minister der auswärtigen Angelegenheiten war im Jahre 1805 so arm, daß er, um seine Rechtsstudien zu verfolgen, Hauslehrer werden und für Buchhändler Compilationen und Uebersetzungen liefern mußte. Seine Kenntniß der deutschen Sprache bewies er damals durch eine Bearbeitung des von unserm geistvollen Rehfues herausgegebenen Gemäldes von Spanien im Jahre 1808. Sein Ziel wurde eine Professur. Er erhielt sie durch Royer Collard, dem er im Jahre 1814 nach der Restauration auch eine Anstellung im Ministerium des Unterrichts verdankte. Von diesem Augenblick an trat Guizot in die politische Laufbahn, gab seine Stelle auf, als die Bourbonen ihre Intriguen gegen die Sache des Volkes einleiteten, und erörterte in einer Menge von Flugschriften die Fragen der Zeit, in jenem Sinne, den man damals spottweise den doktrinairen nannte. Daher der Name der Doktrinairs. Einige Mal seines Katheders entsetzt, kam Guizot kurz vor dem Ministerium Polignac in die Kammer. Er stand unter den 221 Deputirten, die dem König die Gefahren des Staates ans Herz legten. Der König hörte nicht, bis die Revolution redete.

Die Julirevolution wurde gleich anfangs zwiefach beurtheilt. Dem Einen brachte sie etwas völlig Neues,

den Andern nur Das, was sie dem bisherigen Alten als Spiegel, als Warnung vorgehalten hatten. Zu den Letztern gehörte Guizot. Während die Einen die Julirevolution zu einer unmittelbaren Fortsetzung des Jahres 1789 machen wollten, sah Guizot in ihr nur die vollkommene Ausführung und die endliche Bewahrheitung des Jahres 1815.

Guizot war nie ein Freund der Jahre 1789 bis 1815, doch als Kenner der Geschichte wußte er, daß sich Epochen aus dem Volksleben nicht ausstreichen lassen. Er wußte noch mehr, er wußte, daß große Epochen die Nationen erschöpfen. Frankreich hatte keine Kraft mehr, das Jahr 1830 an das Jahr 1789 anzuknüpfen: fünfzehn unbehagliche Friedensjahre hatten das Blut, die innern Zerrüttungen, den Ruin des Familienglückes nicht ersetzt, die Opfer, die die Jahre von 1789 — 1815 Frankreich gekostet hatten. Funfzehn magre Jahre reichten nicht hin, um sich von dreißig bluttriefenden zu erholen. Das Frankreich von 1830 war in der That grade nur stark genug, das Frankreich von 1815 wahr zu machen. Guizot wußte, daß es mehr nicht tragen würde, und wurde einer der ersten Taufzeugen des 9. Augusts, des Geburtstages der Orleanischen Dynastie.

Das erste Ministerium der Julirevolution bildete sich in den Redactionsbureaux der Zeitungen, unter den

Barrikaden der Boulevards, bildete sich so zu sagen unter freiem Himmel. Guizot nahm an ihm Theil. Es dauerte nicht volle drei Monate und zerfiel in sich selbst. Jener Kampf der Parteien sollte beginnen, der noch bis zur Stunde in Frankreich fortdauert und dem die Julirevolution eine so große Einbuße an moralischem Vertrauen und physischer Kraft zu verdanken hat.

Seit dem 11. August 1830 hat Frankreich siebenzehn Ministerien gesehen. Man kennt diese furchtbare Absorption von Namen, die heute auftauchten und morgen wieder verschwanden. Fast alle Ansprüche des Ehrgeizes sind wenigstens ein Mal befriedigt worden. Fast Alle, die sich die Erben der Julirevolution dünkten, saßen ein Mal am Ruder und versuchten es, das Schiff des Staates von Ungewitter zu Ungewitter zu lenken. Vierundfunfzig Namen haben seither in den ministeriellen Combinationen, wie die Gebilde eines Kaleidoscopes, gewechselt. Immer neue Gestaltungen, immer neue Abwechslungen und keine, die es zu einer mehr als zweijährigen Dauer gebracht hätte. Wird dieses System andauern? Ist es eine Bedingung jener Staatsform, die die Grundlage der französischen Charte ist? Fällt sie der Unbeständigkeit und der Politik Louis Philippe's zur Last?

Es muß den Freunden der constitutionellen Monarchie viel daran gelegen sein, daß die 17 Ministerien

der Julirevolution richtig erklärt werden. Die Umwälzung des Jahres 1830 hatte Alles in Gährung gebracht, die grollenden Zurücksetzungen der Vergangenheit, die ehrgeizigen Ansprüche auf die Zukunft. Um der Beruhigung dieses Sturmes der Leidenschaften ihren friedlichen Charakter zu lassen, war es kaum anders möglich, als Jedem die freie Bahn zu öffnen, die er sich durch sein Talent ebnen konnte. So drängte sich Alles an die Portefeuilles. Versetzt man sich in die Entwickelung dieser 17 Ministerien, so sind sie mehr als ein Würfelspiel. Sie sind nothwendig in ihrer Entstehung, organisch in ihrer Fortbildung. Wiederholen sie sich in denselben Namen, in denselben Schattirungen, so wird man sogar in ihnen ein stetiges Gesetz erblicken müssen. Alle nächsten Erben der Julirevolution haben sich nacheinander an den Geschäften versucht. Die Kammer, ein kochender Vulkan, schleuderte aus ihrem Schooße hervor, was sich in ihr vorfand an Intelligenz, an Ehrgeiz, an eingebildetem oder wirklichem Organisationstalente, das Nothwendige hat sich vom Zufälligen endlich ausgeschieden. Nur wenige Namen sind zurückgeblieben, die man jetzt noch als unumgängliche bezeichnen kann.

Die Ministerialkrisen werden in Frankreich noch aus andern Gründen seltener werden. Die Kammer ist der Ausdruck der materiellen Interessen geworden: der Ab-

vokatengeist in ihr schwindet immer mehr. Kein fähiger Kopf, der etwas auf sich gibt, kann sich in Paris noch darnach sehnen, Minister zu werden. Ein gefallener Minister bietet einen zu kläglichen Anblick dar. In seiner geistigen Bedeutung absorbirt, hat ein solcher Staatsmann nicht einmal einen materiellen Ersatz. Ein ausscheidender Minister erhält keinen Gehalt, keine Gesandtenstelle, keine Sinecure als Ersatz. Ein ancien ministre kann nicht gut wieder vor das Barreau treten und Prozesse führen, wie früher, er kann nicht wieder Präfekt werden, was er früher war. Es ist mit dem französischen Ministerium jetzt wie mit der Hand in dem Räthsel der Turandot. Wer das Räthsel nicht löst, verfällt einem moralischen Tode. Daher werden die Freier schon seltner.

Man irrt sich sehr, wenn man ferner glaubt, daß die Ministerialkrisen mit dem Kampf der Parteien zusammenhängen. Es sind freilich Parteien da, die sich verdrängen wollen, Parteien, auf die sich einzelne politische Köpfe stützen, um in der Kammer Majoritäten und auf der Ministerbank Collegen zu haben. Ob Doktrinaire und Tiersparti gegeneinanderkämpfen, ist so gleichgültig geworden, daß man von diesen Unterschieden wenig mehr reden hört. Die Geschichte dieser 17 Ministerien beweist eben auch, daß die Verlegenheiten, an welchen sie gewöhnlich scheiterten, gänzlich

außerhalb ihres politischen Glaubensbekenntnisses liegen. Für Thiers war es ein großes Unglück, daß die Franzosen diese Ueberzeugung erst seit dem Julitraktat gewonnen haben.

Die veränderten Bedingungen des französischen politischen Lebens liegen auf der Hand. Bis zum Jahre 1836 mag sich Europa vor den Gährungen Frankreichs gefürchtet haben, seitdem ist diese Furcht gewichen. Man macht in den Cabineten Europas dem Cabinet der Tuilerien nicht mehr das Compliment, daß von seiner Erhaltung die Ruhe der Welt abhinge. Alle diese Zugeständnisse, die man der französischen Politik seit 1830 im Interesse der Ordnung und der innern Staatenruhe gemacht hatte, sind seit der Frage des Orients weggefallen. Der Prinzipienstreit ist beigelegt und Thiers mit seinen Schläuchen des Aeolus, in denen die Propaganda steckte, wurde ausgelacht. Frankreich, im Interesse der Dynastie Orleans innerlich beruhigt und auf die Forderungen der Bourgeoisie heruntergeschraubt, tritt jetzt wieder mit den andern Staaten Europas in eine Reihe, gleich berechtigt, aber auch gleich verpflichtet. Was es bisher seine Politik genannt hat, war eine Art europäischer Polizei: die eigentliche Politik geht jetzt erst an. Während Thiers vom 1. März 1840 bis zum 29. October in jenem Geiste regieren wollte, den Casimir Perier dem geängstigten Europa

gegenüber im Jahre 1831 zeigen durfte, beobachtete Guizot in London auf seinem Botschafterposten ruhig den Umschwung der Dinge und hatte das Glück, an die Leitung in einem Augenblick zu kommen, wo das Regieren auch in Frankreich keine freie Kunst mehr, sondern eine sich von selbst lösende Rechnungsaufgabe geworden ist.

Fast alle Ministerien hatten sich durch irgend eine Frage aufgelöst, die nicht in einem System, sondern in den Umständen lag. Bald gab Spanien, bald England, bald der Orient die Ursache. Auch die Rentenumwandlung und das Recensement sind vom Augenblicke gebotene Fragen, die von der Doktrin und dem Tiersparti völlig unabhängig sind. Thiers, der freier sein will, als Guizot, hat strengere Gesetze gegeben, als dieser. Die Septembergesetze, die Befestigungen von Paris gehören Thiers an. Guizot hat nur das Unglück gehabt, daß er die Gesetze, die Andre gegeben hatten, gezwungen war in Ansehen zu erhalten und anzuwenden.

Ich habe nie zu den Freunden der Doktrinairs weder in Frankreich noch in Deutschland gehört. Aber im Drang der Umstände, im Gewühl der französischen Parteiumtriebe, im Angesicht gewisser für das Glück Frankreichs unumgänglicher Nothwendigkeiten scheint mir Guizot der für den Augenblick berufenste Staats-

mann Frankreichs zu sein. Guizot ist den Franzosen unbequem, selbst denen, die mit ihm in seinen Maßregeln übereinstimmen, aber Frankreich ist in der Lage, einen Arzt, keinen Schmeichler haben zu müssen. Der gemeine Bürger hat großes Vertrauen zu Guizot. Es gibt einen gewissen moralischen Ernst, eine gediegene sittliche Würde, eine edle Einfachheit des Lebens, die zum Volke ebenso überzeugend spricht, wie es eine brillante Beweglichkeit, Schmeichelei und glänzende Redefülle mistrauisch machen. Frankreich bedarf nicht so sehr der Ordnung, als des Ernstes. Die Frivolität sollte nicht bis in die höchsten Instanzen des ganzen Daseins einer Nation dringen und wenige Namen ausgenommen, find' ich, daß neben Guizot und seinen besten Freunden selbst die Politik in Frankreich frivol ist. Man hat dort den Staat zur Börsencoulisse gemacht. Man kauft und verkauft nach dem Winde, lebt von der Lüge, hat seine Zwischenhändler, benutzt den künstlichen Schrecken und schlägt die Wahrheit nicht nach ihrem ewigen Grundstocke, sondern nach der Rente des Augenblicks an.

Ich weiß nicht, ob Frankreich mehr eines Politikers oder eines rechtschaffenen Mannes bedarf. Der König, wenn er ein rechtschaffener Mann ist, existirt nicht für Frankreich. Le roi règne mais ne gouverne pas Aber das weiß ich, daß in Frankreich Politik jetzt einen

andern Begriff haben sollte, als den, den sie bei Talleyrand hatte. Guizot ist allerdings nach Talleyrand's Begriffen kein Politiker. Ein Politiker sein ist eine leichte Sache, wenn man eine große, gefürchtete Nation zur Seite hat, die unser Lächeln zu einer Drohung, unsere Drohung zu einem Kriegssturme macht. Talleyrand hatte leicht Politiker sein mit einem Stoffe, der nie ruhte, ewig gährte, ewig gefürchtet wurde, mit einer Nation, die Alles wahr machen konnte, was er künstlich log, und Alles Lügen strafen konnte, was er künstlich versicherte. Man spricht immer von Talleyrand und sollte von dem Frankreich sprechen, das er zu vertreten hatte.

Das Guizot'sche Frankreich ist ein schlummerndes, gähnendes, erschöpftes Frankreich. Dies Frankreich will keinen Krieg, weil es ihn nicht aushalten würde. Es würde den Krieg nur aushalten, wenn die Republik die Flamme schürte und aus der Flamme zuletzt ein Napoleon erstünde. Alle diese mathematischen Wiederholungen sind vielleicht nicht möglich, doch werden sie gefürchtet. Frankreich ist kein junger Stoff mehr, aus dem noch der politische Künstler etwas formen könnte. Es ist nichts als eine Hinterlassenschaft der Zeit an die Zeit, ein anvertrautes Gut, zu dessen Verwaltung es zunächst der Rechtschaffenheit bedarf.

Wird sich das jetzige Ministerium halten? Diese Frage hört man in Frankreich weit seltner aufwerfen

als im Auslande. In Frankreich weiß man recht gut, daß die Ministerien nachgerade anfangen müssen, sich zu erhalten. Nach siebzehn Combinationen sind die Möglichkeiten so ziemlich erschöpft. Die Namen der funfzig Ministercandidaten bleiben so ziemlich dieselben: neue kommen aus dem obengenannten Grunde nicht hinzu. Thiers bildet sich zwar eine Schule für sich aus, eine Pflanzschule künftiger Minister, z. B. den jungen talentvollen Redner Billaut, aber ganz Frankreich weiß, daß Thiers der Mann nicht ist, dessen Frankreich bedarf. Das jetzige Ministerium besteht seit dem 29. October des vorigen Jahres. Die neue Kammer fällt im Sinne der Regierung aus. Wird Lamartine ihr Präsident, so verstärkt sich Thiers allerdings durch Sauzet, der unter seiner Präsidentschaft schon am 22. Febr. 1836 Minister war, aber die Ministerchance Lamartine's fällt weg und es bliebe dann außer Thiers nur noch Molé als Guizot's Rival übrig.

Ein Molé'sches Ministerium würde liberaler sein, als das jetzige. Nicht, daß Guizot illiberal wäre, aber da ihm vom Staate ein bestimmtes, nothwendiges Schema vorschwebt, da er für das gegenwärtige Frankreich eine ganz bestimmte Richtung der Politik für nothwendig hält, so wird er schroffer auftreten, als Molé. Molé ist ein Mann des Augenblicks, ein politischer Dilettant, der von der Stunde seine Regel nimmt, ein

Vermittler, ein Versöhner. Die Doctrinairs, fühlend, wie groß der Vorsprung ist, den ein solches System in den Gemüthern findet, würden sich auch keiner Politik so widersetzen, als grade dieser Molé'schen, die sie eine principienlose, sybaritische, eine frivole nennen. Es ist zwischen Guizot und Molé ein Gegensatz, wie zwischen einem conservativen Robespierre und einem conservativen Danton.

Molé, aus einer alten adligen Familie, die in den Parlamentern glänzte, verlor, wie Guizot, seinen Vater auf dem Schaffote. Unter Bonaparte zurückkehrend, trieb ihn sein Ehrgeiz, sich an das geltende System mit aller Kraft seines Talentes anzuschließen. Principienlos vertheidigte er die absolute Regierungsform, erregte dadurch Napoleon's Aufmerksamkeit und zeigte sich diesem so schmiegsam, daß er von Stufe zu Stufe klomm und im Jahre 1813 Minister war. Napoleon umgab sich gern mit den bedeutenden Namen des alten Frankreich. Graf Molé gehörte zu ihnen. Dennoch söhnte sich dieser Staatsmann schneller mit der Restauration aus, als ihm Ehre macht. Molé stimmte für Ney's Hinrichtung, wurde Pair, Minister und trennte sich erst 1820 von den Royalisten, als der Pavillon Marsan, die Partei Karl's X., in seinen Reactionen jedes Maß überschritt. Molé opponirte nun gegen Villèle und Polignac. Die Dynastie Orleans nahm

ihn in ihr erstes Ministerium, das sich schnell wieder auflöste. Erst am 6. September 1836 trat Molé wieder auf die Bühne. Er hat als Minister für sich, daß er unter den siebzehn Ministerien am längsten am Ruder war. Sein Ministerium vom 6. September erhielt sich 221 Tage, und als Guizot ausschied, noch ganzer 715 Tage. In diese Epoche fiel manches Gute, die Amnestie, der Tractat an der Tafna, die Eroberung Constantines, die Einnahme St. Jean d'Ulloas, die Anerkennung des Principes der Rentenumwandlung. Molé mußte fallen, weil er sich zuletzt in der Kammer dem vereinigten Widerstande Guizot's und Thiers' gegenüber nicht mehr halten konnte. Die hermetische Blokade der Schweiz und die Spionengeschichte des Conseil in Bern hatte zugleich viel dazu beigetragen, das Molé'sche Ministerium in der europäischen öffentlichen Meinung zu untergraben.

Vor einigen Tagen hat Molé in der Akademie eine Rede gelesen. Sie beantwortete den Einführungsvortrag des Herrn von Tocqueville, eines jüngeren Gelehrten, der sich durch seine amerikanischen Reisen einen Namen gemacht hat. Tocqueville hatte in seinen Empfehlungen der amerikanischen Demokratie ein Wort gegen Napoleon und das Empire fallen lassen. Molé griff es auf und vertheidigte das Empire. Man fand die Molé'sche Rede außerordentlich. In allen Salons nahmen die Damen

für den galanten Hofmann Partei und die Expectanten auf das nächste Ministerium liefen von Zirkel zu Zirkel, um Molé's Ruhm zu verkündigen. Diese einfache, in ihren historischen Voraussetzungen unrichtige und nur durch Höflichkeit der Form gefällige Rede wurde zu einer Niederlage Guizot's. In Frankreich hat grade immer Der Recht, von dem grade die Rede ist oder der selbst das letzte Wort redete.

Molé kann nicht durch die Kammer zum Ministerium kommen. Er sitzt unter den Pairs. Aber leicht möglich, daß ihn diese Entfernung aus den Debatten unterstützt. Durch nichts macht sich Thiers unmöglicher, als durch seine Anwesenheit, durch s.ine Theilnahme an allem Streit, durch den unverkennbaren Mismuth seiner Gesichtszüge. Fällt Guizot diesmal, so wird auch bei ihm der Ehrgeiz schärfer hervortreten, als er es sollte. Gegen Molé würde ein Principienstreit ohne Interesse für die Nation sein. An den Doctrinairen nimmt Frankreich keinen Theil; es nimmt nur insofern an ihnen Theil, als sie ihre Philosophie in die Herrschaft der Ordnung und des Gesetzes auslaufen lassen. In diesem Punkte trifft Molé's praktischer Dilettantismus mit der Doctrin vollkommen überein und Guizot dürfte sich verrechnen, wenn er glaubt, die Franzosen von der Nothwendigkeit eines philosophischen Regierungssystems überzeugen zu können. Die Umstände regieren Frank-

reich, nicht die Principien. Den Umständen sich mit Enthaltsamkeit und einiger Würde unterzuordnen, ist die ganze Weisheit, die Frankreich im jetzigen Augenblick erhält. Guizot schilderte mit folgenden Worten die Politik Molé's: „Eine Politik ohne Princip, ohne Fahne: nichts als Palliative und leerer Schein. Stets schwankend, stützt sie sich nach allen Seiten hin und schreitet keinem Ziele zu. Eine Politik, die noch mehr ausbeutet, noch mehr nährt und erschwert diese allgemeine Unsicherheit der Gemüther, diese Erschlaffung der Herzen, diesen Mangel an Glauben, Beharrlichkeit, Ausdauer, Kraft, einen Mangel, dem wir das Unglück des Landes und die Schwäche der Regierung verdanken." Daß sich aber dennoch Guizot nicht täuscht! Was ihn seit dem 29. October an die Regierung gebracht hat, ist nicht sein Princip, seine Fahne, nicht sein System des Widerstandes, sein Fanatismus für Ordnung, seine Andacht vor dem Gesetze, nichts von alle Dem, das er an Molé vermißt, sondern eben dieselben Palliative, eben der falsche Schein, eben die Nothwendigkeit, die nicht in den Principien, sondern in den Umständen liegt. Für den bewaffneten Frieden vertritt er den entwaffneten. Das ist vorläufig Alles. Die Zeiten der Organisation, die Zeiten der Schöpfungen, Neugestaltungen, die Zeiten einer moralischen Umwälzung der Gemüther sind für Frankreich noch nicht da. Ja, ich glaube sogar, daß

es mit zu den wunderlichen Eigenheiten des neunzehnten Jahrhunderts gehört, mit sich von oben aus keine Experimente anstellen zu lassen. Nichts lästiger, als die Herrschaft der Systeme. Sie verwandelt das Leben im Staat in die Abhängigkeit einer Schule. Ich fürchte sehr, daß es den Franzosen gleichgültig ist, ob der Friede, den sie halten müssen, bei Molé eine Kunst oder bei Guizot eine Wissenschaft ist.

Molé hätte eine andre Schwierigkeit, nämlich die, Collegen zu finden. Von seinen frühern sind Persil und Barthe der Politik entrückt, Bernard, sein früherer Kriegsminister, ist todt, sein erster Minister des Innern, Gasparin, ist abgenutzt, sein zweiter, Montalivet, ist als Hofkreatur zu unbeliebt, Martin du Nord gehört bereits zum gegenwärtigen Ministerium, Salvandy ist als Politiker abgenutzt, Duchatel und Lacave-Laplague stehen in der gegenwärtigen Verwaltung. Kein französisches Ministerium kann sich ohne Rednertalente halten und an diesen mangelt es sehr. Soll ich aufrichtig meine Meinung sagen? Ich glaube, daß diese Unsicherheit sich schwankend hinziehen wird, bis Louis Philipp, der seit einiger Zeit fortdauernd kränkelt, den Schauplatz verläßt. Das Ministerium, welches sich der Herzog von Orleans im ersten Augenblick bildet, hält sich keine drei Monate. Es muß und wird der anschwellenden Flut erliegen, den Folgen eines solchen Wechsels auf die

Massen, in den Journalen, in den Kammern. Möglich, daß dann Lamartine mit einer Politik reif ist, die Frankreich von diesem ewigen Einerlei des Parteiengeschwätzes, von dem Ehrgeiz der Professoren und der Eitelkeit der Advocaten, von der Ruhmsucht der Generale und der Servilität der Beamten befreit. Lamartine hat das Redetalent, den politischen Einfluß, die Umstände, Alles für sich, einst die Worte, die er schrieb, wahr zu machen: „Welch ein schöner Blick in Frankreichs nächste Zukunft! Eine Generation, die, Dank ihrer Jugend, nichts mehr wissen wird von dem Gezänk und den Gehässigkeiten der letzten 40 Jahre! Gleichgültig wird es ihr sein, ob man zu dieser oder jener Partei gehörte; ihr gelten alle diese Zwiste nichts, sie hat keine Vorurtheile, keine Rache im Busen, rein und kräftig tritt sie in die Laufbahn, mit Begeistrung für den Gedanken! O, wie glücklich wär' ich, daran Theil zu haben! Die Stunde wäre gekommen, den Leuchtthurm der Vernunft anzuzünden, den Leuchtthurm der Moral unsern politischen Stürmen, und dem neuen gesellschaftlichen Bande, das die Welt zu ahnen und zu begreifen beginnt, einen Ausdruck in der Wirklichkeit zu geben. Liebe und Huld unter den Menschen, eine evangelische Politik! Wecke doch der Himmel die Menschen! Unsre jetzige Politik läßt die Menschen erröthen und die Engel weinen. Jedes Jahrhundert bekommt

die Menschheit eine Stunde, um sich von Grund zu erneuern: Diese Stunde ist immer eine Revolution: und die Menschen verlieren diese Stunde, indem sie sich zerreißen. Diese Revolutionen gab Gott zur Wiedergeburt und zum Fortschritt, und die Menschen widmen sie der Rache."

Es schmerzt mich, daß im Angesicht dieses neuen Testamentes Guizot noch am alten steht. Thiers, ein so großes Talent, ist untergegangen in den Machinationen der Börse, in den Begriffen über Gleichgewicht, Telegraphen, Einmischung, untergegangen in dem Lärm der Welt und in der Eitelkeit, sie einmal beherrscht zu haben. Guizot, ein so großes Genie, droht zu scheitern an dem finstern Mistrauen gegen seine Zeit, an dem Phantom der Revolution, an der Idee von Ordnung und Gehorsam, die wie ein Alp auf seinem Herzen liegt. Wozu diese finstern Theorien: „Nur diejenige Gewalt ist da, die respectirt wird"; oder: „Frankreich bedarf nichts, als eine Regierung!" Sind diese Sätze falsch? Nein, sie sind richtig, aber nicht gut gestellt. Sie athmen Haß statt Liebe. Sie schrecken die Schuldigen, aber sie beängstigen auch die Unschuldigen. Sie sind des alten, nicht des neuen Testamentes.

Louis Philipp, Molé, Guizot — allen Dreien ist ihr Vater auf der Guillotine gestorben. Louis Philipp fürchtet die Franzosen, Molé schmeichelt ihnen, Guizot

verachtet sie. Keiner zeigt ihnen Vergessenheit, Versöhnung, Liebe.

Guizot hat große Zeiten gesehen, aber wahrlich keine tugendhafteren. Warum nun die unsern hassen? Dies schöne Gemüth, das mit fester Stimme seiner sterbenden Gattin aus Bossuet vorlesen kann, dieses männliche Gefühl, das die Thräne verbergend die erste Handvoll Erde auf den Sarg seines Sohnes werfen konnte, warum der Zeit, warum einem ganzen Volke gegenüber nur beseelt von Mistrauen? Schwindet der Glaube an die Menschheit mit der Jugend? Sind nur Die weise, nur Die der Hingebung würdig, deren Haupt der Schnee der Jahre deckt? Könnte man Guizot und Lamartine zusammenschmelzen, es gäbe vielleicht keine Majorität in der Kammer, aber eine Majorität in den Herzen Aller, die in der Politik jenen Proceß sehen, den seit Jahrtausenden der Mensch gegen die Natur führt und noch immer nicht gewinnen will.

Nach einem langen, besonders Deutschland betreffenden Gespräche mit dem Minister war die Zeit verflossen. Guizot fuhr zum Könige.

Neunter Brief.

Paris, den 2. Mai 1842.

Man hat im Allgemeinen über Louis Philipp keine richtige Ansicht. Man hält ihn für einen schweigsamen, zurückhaltenden, mit großer Klugheit seinen persönlichen Zweck verfolgenden Charakter. Man schreibt ihm etwas von Ludwig XI., etwas von Cromwell zu, man findet in dem wechselseitig die Parteien aufreibenden Zwiespalt der Ministerien das Werk seines großen politischen Verstandes.

Von dem Allen nichts.

Louis Philipp ist der redseligste, unruhigste, unsicherste Charakter in Frankreich. Mit natürlicher Leutseligkeit begabt, hängt er sich an jede Persönlichkeit, um sich gegen sie auszusprechen. Unbehaglich sich fühlend in der Einsamkeit, bedarf er empfänglicher Umgebungen, denen er sich mittheilen kann. Louis Philipp ist gutmüthig, unterrichtet, scharfsehend, aber ohne alle Kraft, ohne allen festen Willen. Der ewig gährende

Drang des Herzens beruhigt sich nur in Worten: reden, sich mittheilen, sich rechtfertigen, ist Louis Philipp's einzige Erholung. Louis Philipp ist in diesem Sinne wahlverwandt mit Thiers.

Frankreich wurde oft von Königen regiert, die keinen Verstand hatten. Darum gereicht es Louis Philipp allerdings zur Ehre, daß man ihm nachsagen muß, er ist ein Mann von großen Kenntnissen, von Belesenheit, guter Beobachtungsgabe, ohne ehrgeizige Ansprüche, ein König, der sich glücklich fühlt, mit aller Welt auf vertrautem Fuß zu leben. Louis Philipp bezaubert Jeden, der ihm vorgestellt wird. Er redet deutsch mit dem Deutschen, englisch mit dem Engländer, er kennt die Fremde in allen ihren Beziehungen, er ist der unterrichtetste Beobachter alles Dessen, was auf dem Erdball geschieht. Namen, Bücher, Gedanken, die in Frankreich bei dem Gelehrtesten vergeblich gesucht würden, Louis Philipp kennt sie. Er liest alle Zeitungen, vergleicht die gegenüberstehenden Ansichten, er ist ein guter Statistiker, er liest die gelehrten Zeitschriften, er merkt sich junge aufkeimende Talente, an die die Minister nicht denken. Schnell findet er das Terrain, auf dem Jeder, der ihn besucht, heimisch ist. Er ist glücklich, sich aussprechen zu dürfen, bescheidenen Widerspruch zu hören, seine innersten Gedanken zu verrathen. Er gibt Alles, was er hat, er behält nichts zurück.

Louis Philipp gehört nicht zu Denen, von denen Talleyrand sagte, die Sprache sei erfunden, um ihre Gedanken zu verbergen. Louis Philipp würde weit eher sagen, die Sprache sei erfunden, um keine Gedanken zu haben. Louis Philipp denkt vielleicht, aber zu laut, er hat Gedanken, aber er verbindet sie nicht, er hat kein System. Louis Philipp lebt ewig außer sich. Mit sich allein zu sein, ängstigt ihn. Er fällt beständig aus seinem Mittelpunkt in die Peripherie: er sucht Echo, Anklang, Geräusch, er lehrt gern, er theilt gern mit, er plaudert gern aus. Bildung, Gutmüthigkeit, Indiscretion sind bei ihm so ineinander gemischt, daß man nicht weiß, welcher Bestandtheil vorwaltet. So viel sieht man, daß ihm nicht ein einziges der ihm gewöhnlich zuerkannten Merkmale gebührt. Statt verschlossen, ist er offen, statt schweigsam, redselig, statt selbständig, nach allen Seiten hin bedürftig der Anlehnung.

Geht man einen Schritt weiter, so muß man bekennen, daß die Dynastie Orleans für Frankreich ein Unglück geworden ist. Es ist wahr, daß die Bourbonen vielleicht noch ein größeres waren, es ist wahr, daß diese unköniglichen Orleans Frankreich in den ersten Jahren vor der Anarchie gerettet haben mögen, aber dies ihr Verdienst war ein rein negatives, und was noch schlimmer ist, ihr einziges. Als die pariser Journalisten und Volksführer im Juli 1830 dem Herzog von Orleans

den Thron Frankreichs anboten, gaben sie Frankreich einen monarchischen Begriff, aber keinen Monarchen. Das Haus Orleans war eine fürstliche Familie, die schon eine dauernde Verschmelzung mit dem Bürgerstande begonnen hatte, Louis Philipp war ein Lehrer der Mathematik in der Schweiz. Die Restauration führte auch diese Familie, auch diesen jungen Professor nach Paris zurück. Das Palais Royal wird der Sitz nicht einer Verschwörung gegen die Tuilerien, sondern ein Sitz der Musen, ein Vereinigungspunkt öffentlicher Bestrebungen. Das Palais Royal empfängt Künstler, Redner, Geschichtschreiber, Naturhistoriker, kurz das artistische und wissenschaftliche Paris, ohne Rücksicht auf das politische Glaubensbekenntniß. Louis Philipp hat in der Armuth das Geld liebgewonnen. Er speculirt gern, er häuft gern Sümmchen auf Sümmchen, er macht kleine, größre, große Geldgeschäfte; neben den Gelehrten kommen die Wechselagenten, neben den Künstlern die Banquiers. Alle diese Namen hätten sich auch gern im Einführungsbuch der Tuilerien einschreiben lassen; aber die Tuilerien zogen die alten Würdenträger, die Kronen und Wappen vor; die Tuilerien gehörten unter Ludwig XVIII. höchstens, außer den Adligen, den Linguisten (da Ludwig XVIII. sehr eitel auf sein Latein war), unter Karl X. ausschließlich den Emigranten. Die Zurückgesetzten, die Unzufriedenen, die Elemente

der Zukunft sahen sich im Palais Royal vereinigt, und es war eine Erkenntlichkeit gegen den gutmüthigen, harmlosen Wirth, daß man ihm am 7. August 1830 dafür die Krone anbot.

Zuerst sollte der Julithron eine Monarchie sein, umgeben mit republikanischen Institutionen. Es war eine große Komödie. Die republikanischen Institutionen fielen allmälig weg und der Thron allein ist übrig geblieben. Der Haß und der Wahnsinn des Parteigeistes hat den König ein Jahr ums andere zu tödten gesucht. Man empfindet Abscheu vor den Mördern, Mitleid mit ihrem Opfer. Nichtsdestoweniger kann man doch das Glück, immer unverwundet zu bleiben, dem Hause Orleans nicht als Verdienst anrechnen.

Diese Dynastie steht in Frankreich eigentlich auf fremdem Boden. Ich habe gesagt, Louis Philipp fürchte die Franzosen. Hohe Staatsbeamte haben mich versichert, er verachte sie. Er ist seinem französischen Vaterlande völlig entwachsen, er hat sich ewig in diesem Gewühl von Leidenschaft und Ehrgeiz unwohl gefühlt, er ist mit seiner ganzen Familie aus dem moralischen Verbande mit Frankreich heraus. Louis Philipp, ein redlicher, ehrlicher Mann, ist nie zum Herrscher vorbereitet worden. Er wirft sich mit seiner Würde weg, er drückt, wie ein ängstlicher Theaterdichter, der für das Schicksal seines Stückes fürchtet, dem ersten Helden

wie dem Lampenputzer die Hand, er möchte sich das französische Volk wie die Dienstboten eines vornehmen Hauses durch Trinkgelder geneigt machen, er kommt zu keinem Entschluß, zu keinem System, er bleibt dabei, sich für einen Begriff, sein Leben für eine moralische Nothwendigkeit zu halten, und begnügt sich damit, daß er ist, vegetirt und so lange wie möglich sich erhält. Ist das Regierung? Ist das Politik?

Die Bourbonen hatten etwas Königliches. Sie waren vom Thron gestürzt, aus Frankreich vertrieben, aber sie spielten die ihnen angeborne Rolle auch in dem Elend des Exils mit Würde, ja selbst mit lächerlicher Würde fort. Sie kehrten nach Frankreich zurück, nahmen den Thron mit Stolz und Sicherheit wieder ein, regierten, regierten schlecht, aber mit einer gewissen Energie, mit einem gewissen Selbstvertrauen, das dem Hause Orleans fehlt. Nie hatten die Bourbonen aufgehört, Franzosen zu sein: sie hatten das alte Frankreich mit sich genommen und brachten es wieder zurück, allerdings mit seinen Puderquasten, mit seinen Schönpflästerchen, mit seinen Lastern, Vorurtheilen und veralteten Aristokratenlaunen, aber auch mit dem ganzen Stolz der Nationalität, mit der alten ritterlichen Grazie, mit dem unzerstörbaren Vertrauen auf die Dauerbarkeit der „allerchristlichsten" Königswürde, mit dem Stolze auf Frankreichs erprobte Kraft, auf Frankreichs nie ver-

siegende Hülfsquellen. Von alle Dem hat die Dynastie Orleans nichts. Unsicher sind ihre Bewegungen, kraftlos ihre Schritte, haltungslos ist ihre Ruhe. Ihr Fuß schlägt keine jahrtausendjährigen Wurzeln im französischen Boden, sie gleiten furchtsam über den Staub dieses Bodens hinweg, sie trauen dem Volke nichts zu, sie trauen sich nichts zu, sie haben keine Vergangenheit, keine Zukunft, sie wohnen in den Tuilerien nicht wie in ihrem Eigenthum, sondern wie zur Miethe.

Um diese unkönigliche, Frankreich von Tag zu Tag immer mehr schwächende Haltung zu cachiren, hat man das Schreckbild der Anarchie erfunden. Die Anarchie ist eine Erfindung. Sie existirt nur in den Köpfen Derer, die dem Volke Furcht einflößen, weil sie ihm keine Liebe einzuflößen verstehen. Mit diesem Popanz Anarchie entschuldigt man den Mangel an Einigkeit, an Kraft, der Frankreich seit zwölf Jahren zur kläglichen Augenweide Europas gemacht hat. Wo ist diese Anarchie noch so gefährlich? In Frankreich ist nichts gefährlich, was nicht die öffentliche Meinung für sich hat. Die Dynastie Orleans weiß das so gut, wie jeder Andre: sie kann ruhig schlafen, wenn die Municipalgarde wacht. Eine Emeute ist keine Revolution, ein Pistolenschuß ist keine Guillotine, ein hirnverrückter Arbeiter noch kein Convent. Was ist die Folge dieser Fahrlässigkeit, dieser Wahl eines guten, aber willens-

schwachen, rath- und thatlosen Mannes zum Könige? Daß Frankreich aus allen seinen Fugen ist, daß es zum Spott für Europa geworden, daß seine Minister vor einem Ja oder Nein Robert Peel's zittern, daß es in keine Frage der Zeit mehr das Gewicht, geschweige das Schwert seiner Entscheidung legt, daß der plumpste Materialismus die Herrschaft des Innern und die Ausbeutung des Nationalvermögens an sich gerissen hat, daß alle Gemüther erschlaffen, alle Herzen matt werden, alle Entschlüsse siechen, alle Charaktere schwanken und sich ein furchtbarer und das Aeußerste still vorbereitender Dämon in die Herzen der Franzosen schleicht, die Langeweile, eine Hydra, die mehr Köpfe hat, als die Anarchie.

Sehr wohl weiß ich, daß das Staatsleben nicht dazu da ist, um die Nationen zu amüsiren, aber dazu soll es dienen, die Gemüther anzuspannen, die Herzen zu stärken, die Ideen zu erweitern, das sittliche und nationale Selbstvertrauen zu erheben. Wenn die wahre Regierungskunst die ist, dem in einem Volke oder in einer Epoche liegenden Triebe nach Veränderung, nach Neuerung und gesteigerter Wohlfahrt eine gesetzliche Form zu geben, einen gesetzlichen Weg zu bahnen, dann ist in Frankreich nichts für diese wahre Politik geschehen. Die Uebel statt mit einem scharfen Mittel aufzuziehen, hat man nur durch Bähungen zertheilt. Ausgeglichen, ja versöhnt, abgenutzt und abgestumpft hat man vieles

Unebene, Feindliche und gefährlich Spitze, aber der ganze Staatskörper ist darüber erschlafft. Die wahre Politik unsrer Zeit soll dem Neuen durch etwas Neuestes voraneilen, dem Kühnen durch Kühneres seine Gefahr nehmen, am Theile das Ganze, am Ganzen den Theil treffen und die Anarchie dadurch besiegen, daß man die Vorwände, auf die sie sich stützen könnte, wegnimmt, die Mängel beseitigt, deren Abhülfe sie herbeizuführen sich anheischig macht. Ein gläubiges Vertrauen zur großen Sache der Menschheit muß die Fahne dieser Politik sein; wo hat die Dynastie Orleans dieses Vertrauen bewiesen, wo hat sie diese Fahne aufgesteckt?

Nicht eine große That, die unmittelbar vom Könige ausgegangen wäre. Alle die Impulse, die er unmittelbar gegeben, sind negativ: kein schaffender, kein belebender. Die Bourbonen wählten die Jesuiten und die Ultraroyalisten zu ihren Rathgebern: man wußte, woran man mit ihnen war. Der Kampf gegen sie in der Kammer, auf dem Katheder, in der Presse war ein offner, freier, freudiger: ein Kampf, der der Wissenschaft, der edlen Charakterbildung, nicht wie jetzt nur der Intrigue Feld ließ. Der damalige Kampf hob die Nation, hob die Erziehung, hob die Moralität; er machte eine Revolution möglich, die wie die vom Jahre 1830 sich so anerkennenswerth in den Schranken der Großmuth und Selbstüberwindung zu halten wußte.

Jetzt flüchtet sich der Hof von einer Partei zur andern: die jungen Prinzen jammern, daß man sie in Rußland nicht anerkennen wolle, die Frauen weinen über die Malicen des Faubourg St. Germain, der König selbst empfängt heute die Doctrinairs, morgen den Tiersparti, drückte gern auch Odillon Barrot die Hand und verständigte sich, wenn er dürfte, mit Mauguin, mit Cormenin, mit dem Charivari. Keiner von sämmtlichen französischen Staatsmännern weiß, wie er mit Louis Philipp daran ist. Nicht etwa die Klugheit des Königs ist daran Schuld, sondern seine Unbeständigkeit. Der Eine geht, der Andre kommt. Dem Wohle der Monarchie, der Prärogative der Krone wollen sie ja Alle dienen. Rathlos schwankt der König: wem sich anvertrauen?

Man würde ungerecht sein, wollte man die außerordentlichen Schwierigkeiten des Terrains, auf welches der 9. August 1830 gepflanzt wurde, nicht anerkennen. Es gehört Selbstentäußerung und Takt dazu, mit allen Zumuthungen, die den König umringen, als König fertig zu werden. Aber wenn man nach der Natur jenes Mittels frägt, durch welches Louis Philipp bisher die Parteien neutralisirt hat, welches ist dieses Mittel? Ein unbeschreiblicher Egoismus, der sich von oben allen Theilen des Staatskörpers so mitgetheilt hat, daß jede

Function dieser Theile sich nur noch auf sich selbst bezieht und der Körper in starrer Regungslosigkeit darniederliegt.

Alle Eindrücke, die ich in Paris sammelte, haben mir diese Erfahrung auf das unwiderleglichste bestätigt. In der Abhängigkeit von der auswärtigen Politik bis hinunter zur Hingabe an den ersten besten fremden Virtuosen, in allen Welt- und Gesellschaftskreisen sieht man in Paris jetzt die Folgen einer Politik, die ein ganzes Nationalleben an sich selber irre gemacht hat. Alles schwankt, nichts steht fest, als eine gewisse polizeiliche Ordnung, die statt zu beruhigen nur beängstigt. Dem Hofe fehlt seine natürliche Umgebung. Die Banquiers gelten für die Vertreter der wahren Wohlfahrt des Landes. Frankreich leidet nicht an der Erschöpfung seiner Hülfsquellen, nicht an den Umtrieben seiner politischen Parteien, nicht an den Intriguen seiner ehrgeizigen Staatsmänner, sondern an dem von oben herab kommenden Geist der Furcht, des Mistrauens, der Verstellung, an der von oben kommenden Miethlingsgesinnung, Unselbständigkeit und Unterwürfigkeit. Und das Alles bei einem Volke, das so dringend beschäftigt, wenigstens unterhalten sein will, bei einem Volke, das so unterwürfig zu gehorchen versteht, wenn nur energisch befohlen wird, bei dem durch seine Einheit gouvernabelsten Staate der Erde, wenn man vielleicht China ausnimmt. Ganz Frankreich gleicht dem

Palais Royal. Es ist ausgestorben. Bunte Läden, in denen man nichts kauft, an denen man nur vorüberflanirt. Man ißt im zweiten Stock, trinkt Kaffee im ersten und liest die Journale.

Ein natürliches Gefühl wird allerdings den Fremden zwingen, im Angesicht dieses Systems zu sagen: „Desto besser für uns! Dieses entmuthigte, willenlose Frankreich wird den Frieden Europas ungestört lassen. Hier brüsten sich keine Rohans, keine Blacas, keine Montmorencys mehr mit dem alten Ruhme ihrer Geschlechter. Hier sind die ehrgeizigen Generale auf den Dienst der Garnison, auf den Feldzug gegen die Emeute angewiesen. Das Fremde macht sich in Paris mit beispielloser Sicherheit geltend. Man kann es wagen, den wissenschaftlichen Vorurtheilen der Franzosen, ja ihren ästhetischen Principien die Spitze zu bieten. Cette France ne recule plus. Stellt sich dem Hof der Tuilerien ein fremder Gesandter vor, laßt den Julikönig sich bücken bis zur Erde, während ein Herr von Appony, ein Herr von Butenieff sich nur so eben verneigt! Laßt ihn sich grämen, den Chef dieser Dynastie, um die Anerkennung Rußlands, um die frostigen Gesinnungen des Czaaren. Immerhin! Wir sehen dadurch ein unruhiges Volk in Europa beschwichtigt, große Gefahren von andern Staaten abgewendet, es ist besonders uns Deutschen möglich gewesen, im Schatten

dieses ohnmächtigen Nachbarn seit einigen Jahren unsre politische Kraft zu steigern, unsern nationalen Verband stärker anzuziehen."

Gut! Weit entfernt, die deutsche Presse zu einer Polemik gegen Ludwig Philipp aufzufordern, wollen wir im Gegentheil immerhin dem Vaterlande Glück wünschen, daß es durch das System dieses Fürsten Raum und Muße gewonnen hat, sich zu sammeln. Dennoch bemerke ich Eines: Die Geschichte beweist, daß sich jede Anomalie ihres natürlichen Laufes später nur desto bedrohlicher wiederherstellt. Die jetzige Erschlaffung der Franzosen wird sich rächen. Ja, ich glaube sogar, daß die Völker sich gegeneinander besser stehen, wenn jedes sich des vollen Gebrauches seiner natürlichen Kräfte erfreuen darf. Unter einem stolzen und kräftigen Frankreich ist kein kriegerisches zu verstehen. Man kann eine Nation mit Thatkraft beflügeln, auch ohne ihr das Schwert in die Hand zu geben. Die Fülle der Ideen des neunzehnten Jahrhunderts ist so groß, das Feld für eine im Lichte unsrer Zeit wandelnde Politik so weit gesteckt, daß man die Schwungkraft des Nationalgeistes auch ohne Trommellärm heben kann. Das krämerhafte Abwiegen der Interessen, von dem Frankreich seit zwölf Jahren regiert wird, hat diese Möglichkeit nicht begriffen. Frankreich ist durch diese Politik wol für den Augenblick beruhigt; aber früher oder später wird irgend ein

Ruf diese Lethargie wecken, irgend ein Funke diese in der Stille sich sammelnden Brennstoffe entzünden.

Das ist mein Glaubensbekenntniß über das jetzige und künftige Frankreich: Wenn Louis Philipp es verantworten kann, Frankreich durch Demüthigungen zu beruhigen, so sollten die europäischen Mächte, statt daran ihre Freude zu haben, eher dieser Politik entgegen zu wirken suchen. Frankreich ist Paris, aber Paris sind noch nicht die Journale, noch nicht die Minister, Frankreich ist weder Thiers noch Guizot, weder das Haus Orléans noch das Haus Bourbon, sondern Frankreich ist ein Land von 33 Millionen Einwohnern, von den Pyrenäen und den Alpen bis zum Ocean ein, wo nicht überall fruchtbares, doch überall ergiebiges Land, ergiebig an Menschen, an geschichtlichen Erinnerungen, an einer beispiellosen Hingebung für einen einigen, schnell beherrschten, rührigen Staatszweck. Zur physischen Kraft gesellt sich hier die intellectuelle. Andre Nationen mögen tiefsinniger denken, Frankreich nur hat für den Gedanken Formen, die den Gedanken zum Gemeingut der Welt machen. Was streiten wir uns jetzt mit unserm Schelling und Hegel? Um aus Hegel's schwerem Gewächs etwas praktisch und politisch Genießbares zu machen, haben ihn seine jüngsten Schüler doch erst mit Montesquieu, Rousseau, Voltaire und Mirabeau versetzen müssen. Uebersetzt russische Volksmärchen, schwe-

dische Familiengeschichten und englische Gaunerromane, wir werden in Dem, was für die Masse den Ton angibt, immer wieder auf Frankreich zurückkommen, nicht, weil es immer die Wahrheit, sondern weil es immer die Mode sein wird.

Nun, dieses innerlich so reiche, dieses unvertilgbare Frankreich ist es, das man mit Gewalt aus dem europäischen Verbande vertreiben will, das man auf einen Isolirstuhl setzt und dem man seine Erkräftigung so außerordentlich erschwert. Warum diese Kühle, diese Schadenfreude; warum eine Politik, deren besorgliche Folgen wir jetzt kaum absehen können?

Als im Jahre 1814 die Bourbonen wieder eingesetzt wurden, hatte Kaiser Alexander wenig Vertrauen zu ihnen. Er ahnte, was 1830 eingetroffen ist. Kaiser Alexander fühlte die Nothwendigkeit eines starken Frankreichs, eines Frankreichs, mit dem England, um die andern Staaten unbehelligt zu lassen, vollauf zu thun haben müsse. Kaiser Alexander würde noch lieber den Marschall Bernadotte auf den französischen Thron gesetzt haben, als Ludwig XVIII. Die Bourbonen verdanken es nur der Beweglichkeit Talleyrand's, daß die Zweifel Kaiser Alexander's besiegt wurden.

Die Cabinette Europas sollten den französischen Ministern nicht die Regierung eines Landes erschweren, in dessen Politik die Ruhe der Welt liegt. Es heißt sehr

leichtsinnig handeln, die Franzosen jetzt, da sie schwach scheinen, zu demüthigen. Die ganze Zukunft Europas ist dabei gefährdet. Nur ein innerlich erstarkendes Frankreich kann die Garantie eines künftigen Friedens sein.

Schlimm genug für die Welt, daß es noch keine Politik der Liebe gibt. Vortheile von der Schwäche der Andern ziehen, nennt man noch immer Weisheit. Thorheit würde es unsern Staatsmännern scheinen, wollte man Frankreich die Erholung von seinen Leiden erleichtern, wollte man die allerdings sehr unglücklich gewählte Dynastie Orleans in ihrer schwierigen Aufgabe unterstützen. Dies ist denn wahrlich würdig jener atomistischen Politik, die nur Staaten und keine Völker, nur Völker und keine Menschen sieht. Unser Jahrhundert verabscheut aber diese Politik ebenso, wie unser Jahrhundert des Nationalhasses sich schämen sollte. Staatsmänner und Demagogen in diesem Sinne sind gleich verwerflich. Sie setzen den Frieden der Welt aufs Spiel, das Wohl der Völker, den Flor der Künste und Gewerbe, den Segen des Ackerbaues, die Veredlung der Sitten und die gesetzliche Verbesserung unserer Gesellschaft.

Ich könnte diese Gedankenreihe noch weiter fortsetzen, könnte dem materiellen Zustande Frankreichs England gegenüberhalten in seiner sichtbaren innern und

äußern Zerrüttung, Deutschland in seinem neuesten Eigendünkel, den unsere Zeitungsschreiber Nationalkraft getauft haben, Rußland in seiner Finanznoth — ich thue es nicht, um nicht in dem Lichte zu erscheinen, als hätte ich für Frankreich eine Vorliebe, die ich nicht habe. Vor dem Menschenfreunde liegen die Reiche und Staaten auf der bunten Karte der Welt gleichberechtigt hingemalt: einer Farbe kann unser Herz gehören, aber darum ist diese eine noch nicht der Regenbogen, darum werden die grünen, rothen und gelben Felder noch nicht grau, noch nicht farbenlos. Erst der Mensch und dann der Bürger, und durch den Bürger für den Menschen wirken; das ist die Philosophie und die Politik unserer Zeit in einem Satze, in einem Bunde.

Ich verlasse Frankreich. Einem Franzosen schrieb ich: „Je quitte la France, dans la conviction, que j'ai trouvé un pays sain, une nation un peu indisposée, un état complètement malade.“ Man sieht ein, daß, wo ein Land gesund, ein Volk nur etwas unpäßlich ist, die Krankheit des Staates nicht aus dem Lande und Volke kommen kann. Sie kommt aus dem Phlegma der Dynastie und aus dem überreizten Gegendruck des Auslandes. Enropa hat nichts mehr von der Revolution, aber es kann dahin kommen, daß es Alles von der französischen Nationalität zu fürchten hat.

* *
*

Endlich! Ich verlasse Paris.

Waren Sie mit Ihrem Aufenthalt zufrieden? fragen mich die Abschied Nehmenden. Hat es Ihnen in Paris gefallen? werden mich Die fragen, die mich in der Heimat begrüßen.

Lieben und schwärmen in Paris, leben aber und sterben in der Heimat!

Die Liebe sucht die Einsamkeit und doch gleicht sie der Mauerschwalbe, die nur an bewohnten Häusern nistet. Einsamkeit im Gewühle der Welt, das ist das höchste Glück. Die rauschende Woge des Weltmeeres sich brechend an der Schwelle einer einsamen Strandhütte. Die wahre Liebe verschwiegen und doch sich gerne zeigend. Ein Brief, ausgestellt am offnen Gitter der Post. Wer kennt den Inhalt? Es wimmelt in Paris von falscher Liebe, aber die wahre kann nirgends verborgener, nirgends glücklicher sein. Sie duftet und man sieht sie nicht. Sie entbehrt nichts, da Paris Alles bietet. Die Schönheit wird beneidet, aber nicht bestürmt. Paris so weit und erschöpfend, so anstrengend und beschäftigend. Paris, ein Ort des Ruhms, der Täuschungen, der Gefahren. Paris die bitterste Illusion oft für den edelsten Willen, für die kühnsten Thaten. Was bleibt dem Manne darin übrig? Die unsichtbare, stille Trösterin der Liebe.

Auch schwärmen in Paris. Schwärmen für Alles; denn Alles ist möglich in Paris. Schwärmen für den Glauben: dort sind die Kirchen! Schwärmen für die Wissenschaft, die Kunst: dort sind die Hörsäle, die Tempel der Musen! Schwärmen für die Menschheit: dort sind hundert Secten, die schon bestehen, tausend, die mit dem Tage entstehen können. Nicht Alles geschieht, aber Alles kann man hoffen. Man sucht und man findet. Man findet vielleicht nicht, was man suchte, aber was man findet, ist überraschender noch, als was man suchte. Keine Leidenschaft braucht in sich zu ersticken; sie kann sich veredeln, indem sie sich austobt. Man hat es frei, gut oder böse zu sein. Man schreibt sich seine eignen Gesetze vor. In der Heimat, wie ist dort Alles so klein! In der Heimat Alles verboten und nur Einiges erlaubt! In Paris ist Alles erlaubt und nur Einiges verboten. Paris ist ein Ort zum Schwärmen.

Leben aber, wahrhaft leben in der Heimat! Wirken in einem bestimmten Kreise und den Lohn seiner Mühen sehen, es ist selbst dem Franzosen nicht möglich in Paris. Das rauscht! Das flutet! Das spendet Ungeheures, das verbraucht Ungeheures! Der Einzelne gleitet mit der Welle mit. Wohl ihm, wenn sie ihn sanft über die Klippen hinüberträgt, wenn ihn die Felsen nicht zerschellen! Man kann hier in seiner Lebensbahn steigen,

fliegen, aber nicht Schritt vor Schritt mit männlichem Ernst ein würdiges Ziel verfolgen. Man lebt, wenn man von dem Riesen der Oeffentlichkeit verbraucht werden, leben nennen kann. Man wird verdaut, zermalmt, man hat Willen zum Lieben, Freiheit zum Schwärmen, aber keinen Willen und keine Freiheit für eine lebendige That, für den Genuß seines Rechtes, für die Erfüllung seiner Pflicht. Leben heißt, in die pariser Sprache übersetzt, Geld verdienen! Es ist bekannt, wie leicht es in Paris ist, Geld auszugeben; aber ich glaube, daß es sehr schwer ist, welches zu verdienen.

Sterben in Paris muß schrecklich sein. Da wird um uns herum nichts grau, da senkt kein Baum seine Zweige, da fällt kein Laub; wir sterben, nichts stirbt mit uns. Schon krank zu sein, ist in Paris kränkend für das Allgemeine, eine Unpäßlichkeit ist unpassend. Nun gar der Tod! Draußen bei uns altert mit dem Alter eine ganze Generation. Die Alten bilden bei uns einen Bund gegen die Jungen. Die Alten rühmen bei uns ihre Jugend, ihre Vergangenheit, ihre Zeit und ihre entschwundene Herrlichkeit. Sie preisen sogar ihre alten Irrthümer, behängen nur sich mit Würden und Ehrenzeichen; bei uns gehört die Welt mit allen ihren Freuden und Auszeichnungen dem Alter. Mit ihnen stirbt, was die Greise liebten: drücken sie die Augen zu, so wird es Winter, weiß auf den Fluren, weiß in den

Herzen. Sie lassen nichts zurück, was nach ihnen von Werth wäre: die neue Politik, der neue Glaube, die neue Dichtung, alles Das haben sie ja längst als verwerflich geschildert: so gehen sie zu ihren Vätern und sterben würdevoller, als man in Frankreich stirbt.

Also — lieben und schwärmen in Paris. Leben und sterben in der Heimat!

Lebe wohl, Paris! Ich habe nicht in dir geliebt, nicht in dir geschwärmt, ich habe in dir mich selber wiedergefunden. Mit zweifelnder Kälte kam ich, mit Wehmuth scheide ich. Es war mir früher oft komisch, dich weinen, jetzt ist es mir rührend, dich lachen zu sehen! Welche Schwüle am Himmel; ein Gewitter zieht heut' herauf. Noch fühle ich in der Hand den warmen Abschiedsdruck der Freunde. Der Postwagen sprengt am Seinequai hinauf. Ein Blitzstrahl zuckt über den Pont d'Austerlitz. Der Bleistift ruhe! Ich steck' ihn in das überfüllte, treue, erinnerungsreiche Portefeuille und drücke mich, erschöpft vom Sehen, ermüdet vom Hören, unbekümmert um Blitz und Donner, in die Ecke des Wagens. Im strömenden Mairegen erleichtre sich das übervolle Herz!

Anhang.

Anhang.

„Und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck
Verlieren so der Handlung Namen.“

Es kommen noch Erscheinungen in der Geschichte vor, die uns bei allen wunderbaren Fortschritten der menschlichen Kraft, bei allen Ueberhebungen der menschlichen Vernunft noch zuweilen fühlen lassen, wie ohnmächtig wir sind.

Ist es die ewige Weisheit Gottes selber, oder hat jener Dämon, der nach dem Glauben der Gnostiker das höchste Wesen der Mühe überhob, die Welt in eigner Person zu schaffen, hat dieser Erdendämon noch einen Antheil an den Wirrnissen der Menschenschicksale? Die menschliche Weisheit muß in den Staub blicken und mit Jesaias ausrufen: „Finsterniß decket das Erdreich und Dunkel die Völker.“

Ein durchgehendes Pferd hat über Frankreich plötzlich alle Berechnungen verrückt.

Am 13. Juli wollte sich der Herzog von Orleans, der Thronerbe Frankreichs, nach St. Omer begeben,

um daselbst mehrere zum Manöver ausrückende Regimenter zu mustern. Vormittags 11 Uhr, man erzählt, nach einem sehr heitern Frühstück mit den Offizieren seines Generalstabes, fuhr er in einem vierrädrigen Cabriolet vom Pavillon Marsan ab, um in Neuilly von seinen Eltern Abschied zu nehmen. Der Prinz war allein. Auf der Höhe der Porte Maillot wurde das Sattelpferd scheu und riß aus. Als der Prinz bemerkte, daß der Postillon der Pferde nicht Meister ward, soll er nach einer Version selbst aus dem Wagen heraus gesprungen, nach einer andern durch die Elastizität der Sitze und Springfedern hinausgeschleudert sein. Der Prinz stieß mit dem Kopf gegen das Pflaster und blieb ohne Bewußtsein liegen. Der Postillon hatte die Pferde endlich gebändigt und kam zurück, während der Prinz schon von herbeigeeilter Hülfe umringt war. Man trug den Unglücklichen, der das Bewußtsein verloren hatte, in eine nahe gelegene Weinschenke. Von Neuilly eilten der König nnd die Mutter des Prinzen herbei und mußten Zeuge des schrecklichen Zustandes ihres Sohnes sein. Die ärztlichen Hülfeleistungen waren vergebens. Der Prinz hatte das Bewußtsein verloren und die einzigen von ihm noch ausgestoßenen, sonderbarer Weise deutschen Worte: „die Thüre zu, es brennt!" bestätigten die unheilbare Erschütterung des Gehirns. Die Brüder eilten herbei, die Großwürdenträger des Reiches

wurden gerufen, das Volk umwogte den Platz um das elende Trauerhaus. Um 4½ Uhr hauchte der Prinz sein Leben aus. Er war den 3. September 1810 in Palermo geboren und hatte ein Alter von 32 Jahren erreicht.

Der Eindruck, den dieses Unglück auf Paris machte, soll die Erzählungen der Journale bei weitem übertroffen haben. Alles verließ seine Abeit und stellte sich in den Straßen in Gruppen auf. Die Theater wurden geschlossen. Es schien einen Augenblick, als wenn die Maschine eines Staates stillstand, der Pulsschlag eines Volkes stockte. Auch die nächste Wirkung in ganz Europa war der Aufschrei des theilnehmendsten Schmerzes. Man sah erst den Sohn, den Gatten, den Menschen. Dann erst dachte man an den Erben einer Krone. War der Unglückliche nicht aus dem Wagen geschleudert, hatte er den Sprung gewagt, um nicht in die Schanzgräben der Befestigungen bei Neuilly geschleudert zu werden, so mußte Das, was einst sein Schutz werden sollte, die Befestigung von Paris, die Ursache seines Todes werden.

Um das Chaos von Folgen, welches sich an dies Ereigniß knüpfen, zu ermessen, brauchte man nur am 14. Juli nach den Zeitungen zu greifen.

Die „Presse", ohne Zweifel im Stillen sich auf das ganz neue Terrain politischer Erörterungen freuend, schöpfte ihren einzigen Trost aus dem Gedanken, daß

der Prinz wenigstens nicht von Mörderhand gefallen. Das „Siècle" des Herrn Odillon Barrot sieht schon alle Eventualitäten und freut sich wenigstens, daß Frankreich jetzt eine gute Gelegenheit hätte, die Größe seiner Institutionen zu erproben. Der „Constitutionnel", der sich des Ereignisses ganz besonders bemächtigte und mit Hülfe desselben seinem Schützlinge Thiers, der mit dem Herzog von Orleans alle seine Perspectiven verloren zu haben schien, eine neue Zukunft zu eröffnen sucht, der Constitutionnel hob besonders hervor, daß die moralische Dauer der Juliusdynastie selbst an dem unglücklichen Ereigniß nicht betheiligt wäre. „Frankreich, sagte der Constitutionnel, Frankreich vertraut auf die Dynastie, der es sich unterworfen. Die schreckliche Katastrophe wird einzig dazu dienen, seine Gesinnung zu stärken. Es wird seine Neigung, die es dem Vater geschworen, auf das Kind übertragen und mit Sorgfalt und Hingebung die Wiege des Grafen von Paris umstehen. Nichts ist in Frankreich geändert durch diesen Tod. Das sollten alle Diejenigen bedenken, die auf vaterländischem Boden oder im Ausland Vortheil von unserm öffentlichen Unglück zu ziehen gemeint sind. Unsere nationale Dynastie ist fest im Boden gewurzelt und nichts kann sie erschüttern. Der Thron Ludwig Philipp's wird auf seine Erben kommen." Der „Courrier Français" verspricht sich von der Regentschaft das Heilsamste und fürchtet

nichts von ihr. Der National hält seine Meinung zurück und bemerkt, daß er gefühlvoll genug wäre, um Familienschmerz zu ehren. Selbst der lustige Charivari hat eine Thräne, die legitimistische Quotidienne ist nicht ohne Theilnahme und nur die Gazette de France kann sich nicht enthalten, den Tod des Herzogs zu jenen „Lektionen“ zu zählen, durch welche das Jahr 1842 sich ganz besonders auszeichne.

Der Herzog von Orleans war nicht unbeliebt. Man traute dem Verstande des Prinzen Rosolin, wie ihn früher die kleinen Blätter nannten, keine glänzenden Eigenschaften zu, aber man rühmte sein Herz. Ohne Zweifel würde der Prinz, einst an die Regierung gelangt, dem liberalen und nationalen Prinzip mehr nachgegeben haben, als sein Vater. Längst galt er für den eigentlichen Chef der Armee. Er hatte den Takt, es mit dem jüngern Frankreich zu halten. Er zeichnete die Künstler, die Gelehrten, die Dichter aus. Das Bild in Lebensgröße, das Ingres von ihm gemalt und während meiner Anwesenheit in Paris ausgestellt hatte, wurde allgemein mit einem Interesse betrachtet, in welches der Künstler sich mit seinem Gegenstande zu theilen hatte.

Ferdinand Philipp Ludwig Karl Heinrich von Orleans wurde in den öffentlichen Schulanstalten von Paris unterrichtet. „Er hing, sagte der Constitutionnel, mit

glühender Liebe an seinem Vaterlande und begriff die schweren Pflichten, die ihm die vom Schicksal angewiesene hohe Stellung auferlegte. Beim Ausbruch der Juliusrevolution war der Prinz noch nicht zwanzig Jahre alt, aber durch tüchtige Studien vorbereitet, stand er augenblicklich auf der Höhe seines Berufs. Ueberall, wo es für die französischen Soldaten zu thun gab, stellte sich (ein Anderer, als der Constitutionnel, dürfte vielleicht sagen), mußte sich der Kronprinz einstellen, Vor Antwerpen, in Afrika, fährt jenes Organ fort, bezahlte er mit seiner Person und die Armee wußte seinen edlen militairischen Trieb, seine weise Umsicht, seine persönliche Tapferkeit zu würdigen. Man erkannte, daß er zum Befehlen bestimmt war, und doch wollte er in seinem bescheidenen Mistrauen in sich selbst (ein Anderer, als der Constitutionnel könnte vielleicht sagen, um sich jeder Verantwortlichkeit zu entziehen) nur gehorchen. So verdiente er unter Gérard und Clauzel seine Epauletten. Die Armee verehrte in ihm den Mann, der für ihr Bedürfniß die zärtlichste Fürsorge hatte und mit ihr in der Bewahrung des alten französischen Ruhmes wetteiferte. In Algier, fügt der Constitutionnel hinzu, werden die Soldaten Thränen vergießen."

Der Prinz sprach gut deutsch, englisch und italienisch. Er war durch seine Erziehung nicht für den Thron angewiesen, sondern auf die Nothwendigkeit, sich neben

einem solchen durch persönliche Bildung auszuzeichnen. Aus allen Schmeichelreden der Nachrufer und Nekrologisten geht wenigstens so viel hervor, daß er viel persönliches Wohlwollen, viel Bonhommie besaß, immer die besten Eigenschaften für einen Thron in einem Jahrhundert, wo man von der angestammten Würde auch gern voraussetzt, daß sie sich das Ansehen einer verdienten gibt. Die Gemahlin des Prinzen, obschon eine Protestantin, hatte keine Antipathien gegen sich. Daß sie die Hand eines französischen Thronerben ihren Verwandten zum Trotz annahm, schmeichelte dem französischen Nationalgefühl. Die Herzogin besaß Geist genug, um am Hofe der Tuilerien mehr in den Vordergrund zu treten, als es später geschehen ist. Louis Philipp wünschte dies nicht. Louis Philipp hatte mit Schrecken gehört, daß seine Schwiegertochter auch geistreich sein könne. Man hatte ihm gewisse Bonmots, gewisse Schlagworte aus ihrem Munde mitgetheilt, die ihn erschreckten, weil sie witzig waren. „Frankreich, sagte der König, Frankreich darf nur sehen, daß wir Gemüth, zur Zeit aber noch nicht, daß wir Verstand haben.“ Seitdem verstummte der Witz im Pavillon Marsan. Die arme Fürstin, wenn es Armuth genannt werden kann, eine Krone zu verfehlen, erhielt statt der Krone den Witwenschleier!

Der Witz der Schadenfreude und der Witz des

Schmerzes schienen sich endlich im Ausgrübeln der epigrammatischen Pointen dieses Unglücks erschöpft zu haben. Der Herzog ist feierlich bestattet. Die einzige Frage ist nur noch die: Was wird aus Frankreichs Zukunft werden?

Louis Philipp hatte so eifrig für die Befestigung seiner Dynastie gesorgt. Für seine blühenden Söhne waren Gattinnen gefunden worden, die man sorgsam aus solchen kleineren Fürstenhäusern wählte, wo man nicht nöthig hatte, sich für die Interessen fremder Dynastieen zu engagiren, und dennoch einen mittelbaren Einfluß auf die Sympathieen verwandter bedeutender Nebenzweige und Regentenstämme gewann. Die Enkel alle männlich. Während der Herzog von Bordeaux an Krücken geht, hat Louis Philipp eine kräftige, theilweis kriegerische Nachkommenschaft. Und das Alles ist doch zusammengebrochen. Der Kronprinz stirbt und die Legitimität, die bei allen Süßigkeiten auch ihr Bittres hat, die Legitimität verlangt, daß die Lücke zwischen einem Greise und einem Kinde offen bleibe, verlangt einen für Frankreich so bedenklichen provisorischen, einen Uebergangszustand, verlangt die Regentschaft.

Eine constitutionelle Regentschaft. Für Frankreich ein ganz neues Thema.

Unter den Merowingern gab es über diesen Punkt noch keine geschriebene Regel. Gewöhnlich fiel die Re=

gentschaft der Mutter zu. Oft war ein Beamter mächtig genug, das Scepter für den unmündigen Herrscher zu führen. Erst Ludwig der Fromme bestimmte gesetzlich, daß die Regentschaft dem nächsten männlichen Agnaten zukomme. Dies Gesetz hinderte nicht, daß spätre Könige testamentarisch für die Stellvertreter ihrer unmündigen Nachfolger sorgten, wobei sie natürlich die Vorsicht gebrauchten, durch die Großen des Reiches sich diese ihre Anordnungen bestätigen zu lassen. Unter Karl VI. wurde festgesetzt, daß die minderjährigen Könige unmittelbare Nachfolge hätten und mit dem Rathe ihrer Mütter und der nächsten Prinzen von Geblüt regieren sollten. Dies Statut erhielt sich nicht im Ansehen. Ludwig XI. verordnete, daß seine Tochter die Regentschaft bekäme. Diese Verordnung erregte den Widerspruch der Generalstaaten und veranlaßte einen Streit, der nur durch die Abkürzung der Minderjährigkeit des nachfolgenden Königs erledigt wurde. Nach dem Tode Franz II. fiel die Regentschaft an die Königin Mutter, Katharina von Medicis. Der zufällige Umstand, daß sich damals vorzugsweise die Weiber durch ihre Klugheit in weltlichen und politischen Dingen auszeichneten, trug wol am meisten dazu bei, daß sich die Gewohnheit für das Anrecht der Königinnen Mütter entschied. So wie es das Parlament feierlich zum Gesetz erhoben hatte, wurde es auch nach dem Tode

Heinrich's IV. gehalten. Später kam man auf Beiordnung deliberirender Regentschaftsräthe, die jedoch nie zur Wirksamkeit kamen. Die spätre Zeit, dem Einfluß der Frauen in Regierungssachen gänzlich abhold, schloß Frauen von den Regentschaften aus. Die Constitution von 1791 läßt den König mit seinem achtzehnten Jahre majorenn werden und überträgt das Recht der Regentschaft an den nächsten volljährigen männlichen Agnaten. Auch Napoleon schloß im Jahre 1804 Frauen von der Regentschaft aus. Als er später darin eine Aenderung machte, verrieth er zu deutlich, daß ihn die Rücksicht auf Oesterreich, die Galanterie für Marie Louise bestimmte. Aus allen diesen historischen Beispielen geht hervor, daß immer die Umstände zur Erledigung der Regentschaftsfrage am meisten beitrugen. Man machte Die zu Regenten, die der Erhaltung des Staates die beste Garantie waren.

Schon über den Beginn der neuen Ordnung der Dinge herrschte nun die größte Verschiedenheit der Meinungen. Der König hatte die Kammern berufen, jedenfalls zur Erörterung der Regentschaftsfrage. Die Einen bestreiten der Kammer das Recht, über diese Angelegenheit ein Gesetz zu geben, und verlangen die Berufung einer Urversammlung, die Andern räumen wol der Kammer ein Recht ein, aber nur für den vorliegenden Fall, nicht für ein organisches Gesetz. Man sieht, die letztere An=

sicht ist diejenige, die gern schnell und behend über die Schwierigkeiten hinwegschlüpfen möchte. Die zweite praktische Frage ist die: Der Herzog von Nemours oder die Herzogin von Orleans, ein Mann oder eine Frau?

Die Conservativen stimmten für die Uebertragung der Regentschaft an den Herzog von Nemours. Thiers, der erst Miene machte, der Herzogin von Orleans zu huldigen, besann sich, daß er sich den Unwillen des Königs zuziehen würde, und schloß sich den Conservativen mit dem linken Centrum an. Die eigentliche Linke aber, mit Odillon Barrot an der Spitze, will die Genehmigung des Herzogs nur von einer Entlassung des Ministeriums Guizot abhängen lassen. Verstand und gesunde Vernunft in dieser Bedingung zu finden, möchte schwer sein. Weit verständiger wäre jedenfalls das offne Eingeständniß, daß man im Grunde die Herzogin von Orleans vorzieht. Man schämt sich nur, es zu sagen; denn es würde gleichbedeutend mit dem Eingeständniß sein, daß sich unter einer Frau besser mitregieren ließe. Es ist das Unlautere auch wieder an dieser Frage gewesen, daß sie ein jeder der Parteiführer nur nach seinem persönlichen Vortheil zu entscheiden suchte.

Und doch kann es Louis Philipp keine Freude machen, daß man seine Dynastie von der Chance, in das Strickknäul einer Frau sich zu verzwirnen, befreit

hat. Sein zweiter Sohn, Nemours, gilt entschieden für unpopulair. In den Gesichtszügen dieses jungen Prinzen findet man eine zu große Familienähnlichkeit mit den Bourbons. Es soll ihm mangeln an Leutseligkeit, an jenem Talente der verbindlichen Rede, welches in Frankreich die Grundlage aller Umgangstugenden bildet, ja diese selbst ersetzen kann. Hat der Herzog von Nemours Geist, so genießen die Charaktere, die bei offenbarem Geiste wenig reden, des Vorurtheils der Energie. Und welche Energie kann man in Frankreich von oben herab anders entwickeln, als die der Einschränkung, der Zurückhaltung, der Verneinung? Die Armee behauptet, der Herzog von Nemours wäre kein Soldat. Er hätte in Algier die Bequemlichkeit den Entbehrungen vorgezogen. Die Bourgeoisie ihrerseits will wissen, daß der Herzog von Nemours seinen Witz gegen die Nationalgarde, gegen die bei Hofe auf dem Parquet ausgleitenden Epiciers, gegen die Bürgerlichkeit des Julithrones richte. Seine Gemalin ist eine Coburg.

Und so hat sich allerdings seit dem 13. Juli der Blick auf Frankreichs Zukunft verschleiert. Eine Regentschaft ist wol Das, was man von allen politischen Institutionen sich in Frankreich als das Vagueste, Ohnmächtigste und Unzuverlässigste denken muß. Ist die Erfahrung aller Zeiten einem solchen provisorischen Zustande nie günstig gewesen, so haben auch die franzö-

sischen Regentschaften nicht eben den besten Namen für sich. Unwillkürlich denkt man an jene Regentschaft des Herzogs von Orleans zurück, wo Frankreich die Elemente der künftigen Revolution zu nähren begann, wo alle Verhältnisse der Sitte und Ueberlieferung in Fäulniß geriethen und Tugend und Laster im frivolen Spiele durcheinander gewürfelt wurden. Dem Regenten gegenüber wird die Mutter als Vormünderin stehen: neben dieser und ihr vielleicht gegenüber die vormundschaftlichen Beistände. Da unter diesen Verhältnissen es überall scheinen wird, als fehlte die höchste Instanz, so kann es nicht ausbleiben, daß sich die Parteien für berechtigter als je halten. Die Kammern werden über die Befugnisse ihrer Controle, über ihre Initiative eifersüchtiger als je wachen. Man ist im Stande, einen Nationalrath vorzuschlagen. Man setzt den Wahlcensus herab, um Repräsentationen aus andern, als den bisherigen Elementen zu gewinnen. Wer kann es den Cabinetten verdenken, daß sie sich durch diese Calamität mit der Dynastie Orleans auf einen bedenklichen Fuß gesetzt fühlen? Wer kann es unternehmen, für Frankreichs nächste Zukunft gutzusagen?

Indessen ist es doch möglich, daß unsre Phantasie die Gefahren größer sieht, als sie sich vielleicht später ergeben dürften. Das nächste Unglück, welches durch

den Tod des Herzogs von Orleans über Frankreich gekommen ist, scheint vorläufig nur die Uebertreibung zu sein, vorläufig nur die Schmeichelei.

Die Schmeichelei kann etwas Heiliges lächerlich machen, die Schmeichelei kann gefährlich werden; denn sie muß Widerspruch finden. Frankreich hat gewiß mit dem Könige, einem unglücklichen Vater, Thränen des Mitleids vergossen, aber es wird nicht, wie Herr Lafitte, dem Könige zu Füßen fallen *). Frankreich fühlt gewiß, daß Louis Philipp einstweilen noch die Garantie der Ruhe Frankreichs genannt werden kann, aber es wird nicht mit den Mitgliedern der französischen Akademie ausrufen: „Sire, Gott und Frankreich bedürfen Ihrer." Es ist nicht wahr, daß die Functionen des Königs die Functionen des Landes sind; es ist nicht wahr, wie der Charivari sagen würde, daß, wenn der König an Altersschwäche leidet, Frankreich das Bett hüten müsse, wenn Louis Philipp sich erkältet, Frankreich am Schnupfen leidet. Frankreich ist jung, blühend, lebenskräftig. Nur Louis Philipp ist alt, welk und thatenschwach. Ein Volk kann leben, wenn auch eine Dynastie stirbt.

*) Nach neuern Berichtigungen soll auch dieser Fußfall eines Mitglieds der äußersten Linken nicht stattgefunden haben.

Die zweite Beruhigung ist die, daß die Franzosen an eine Republik nicht denken, geschweige für sie arbeiten. Ich habe mich überzeugt, daß in dieser Nation sich die wirksamsten Elemente der Ordnung, der Eintracht, des Friedens finden. Folgte man den englischen Zeitungen, so müßte jetzt in England alle Tage eine Revolution ausbrechen. England steht am Abgrund seines Verderbens, ist die bannale Phrase unserer täglichen Berichte aus England. Und doch glauben wir an diese Revolution nicht. Warum in Frankreich nicht eben so gut den Lärm der Zeitungen für Schreckschüsse halten, in Frankreich, wo die Zunge ohnehin leichter übersprudelt, als in dem gesetzten England? Warum an eine Revolution in Frankreich glauben, da man an keine Revolution in England glaubt? Wenn mit fremdem Gelde und fremder Einflüsterung die Bourbons keine Revolution machen, die Franzosen selbst machen keine.

Ein Freund, der meine Briefe aus Paris entstehen sah, drückte mir beim Tode des Herzogs von Orleans sein Bedauern aus, wie sich nun wahrscheinlich der größte Theil der Voraussetzungen meines Buches verändert haben würde. Ich sage, nichts hat sich verändert. Ich sage, Frankreich ist über die gestörte Thronfolge des Hauses Orleans erhaben. Ich sage, Frankreich hat die Kraft, sich selbst zu regieren. Es wird

keinen Convent, kein Directorium proclamiren, es wird weder die Bourbons, noch die Bonapartes rufen; es würde, wenn das ganze Haus Orleans nicht bestünde, sich einen Herrscher unter den Fürstenstämmen Europas suchen. Die Regentschaft kann allerdings die Veranlassung bittrer Streitigkeiten werden, der Herzog von Nemours wird allerdings sorgsam achten müssen, welcher von den Parteien, welchem von den ehrgeizigen Staatsmännern er sich in die Arme wirft. Aber daß irgend einer dieser Staatsmänner den Willen, irgend eine dieser Parteien die Kraft haben wird, über die Regentschaft hinaus die Krone selbst anzutasten, scheint mir eine chimärische Annahme zu sein.

Allerdings ist den Ministerialcombinationen ein neues Feld geöffnet. Guizot's Stellung scheint mir unter den jetzigen Umständen bedenklich zu werden. Guizot ist der Mann einer friedlichen Epoche; er wird sich immer auszuzeichnen wissen, wenn es sich um die Gestaltung eines gegebenen Stoffes handelt, um die Bildung und Befestigung gegebener Verhältnisse. Hingestellt an die Spitze einer charakterlosen Epoche, wird er dieser Epoche einen Charakter zu geben wissen. Er wird aus einer gegebenen Zeit leicht die guten und schlechten Bestandtheile sondern, aber die Zeit muß eine ihm sicher vorliegende, eine bestimmt ausgesprochene sein. Der gegenwärtige Augenblick ist dies nicht. Wenn auch unsrer

Ueberzeugung nach nichts in Frage gestellt ist, so scheint es doch, als könnte Alles in Frage gestellt werden. Man hat Ursache, für einige der conservativen Thatsachen Frankreichs zu fürchten. Man hat das bestimmt ausgesprochene Gefühl, daß sich für Frankreich etwas Neues, unter diesen Umständen noch nie Dagewesenes ereignet hat. Das ist keine jener Epochen, für welche Guizot ausreicht. Mitten in eine Unruhe der Gemüther, mitten in Erwartungen, Befürchtungen, Hoffnungen, mitten in Zeiten, wo selbst die Besten, die Friedlichsten sich einer gewissen Spannung und Neugier auf das Kommende nicht erwehren können, mitten auf ein solches Terrain darf man Guizot nicht stellen. Die Beharrlichkeit dieses Staatsmannes, seine Consequenz, seine Abneigung gegen alles geräuschvolle Regieren wird den Franzosen in einem Augenblicke hinderlich scheinen, wo sich in der That etwas Neues begeben hat, wo selbst der gemäßigt Gesinnte, weil er einmal Franzose ist, mit leicht entzündlicher Phantasie sich auf einen Umschwung der öffentlichen Dinge rüstet. Es ist nicht damit gesagt, daß wirklich für Frankreich etwas Neues angebrochen ist, noch weniger, daß Guizot dieser Neuerung nicht gewachsen wäre oder daß sie mit seinen Prinzipien in einen offenbaren Widerspruch treten müßte; es handelt sich hier nur um die ephemerischen kleinen Aenderungen des Standes der Dinge, um die Curio-

sität der gegenwärtigen Sachlage. Trifft die nächste Zukunft auf Schwierigkeiten, löst sich das neue Verhältniß nicht nach dem Wunsch der Betheiligten, oder auch wirft es der blos zuschauenden Neugier der Masse nicht genug Unterhaltungsstoff ab, so kann es nicht fehlen, daß davon die Schuld auf Niemanden anders, als Guizot fällt.

Unter diesen Verhältnissen sind die Aussichten für Thiers wieder günstiger, als je, geworden. Thiers war bei dem Tode des Herzogs abwesend in der Provinz. Auf die erste Nachricht kam er schleunigst herbei und verstand, sich in der ersten Verwirrung wieder nothwendiger, denn je, zu machen. Thiers hatte zwar an dem Kronprinzen eine Zukunft, wenigstens den Glauben, den Credit einer solchen, verloren, aber eine Frage wie die Regentschaft konnte nicht ohne Vortheile für ihn sein. Wir sehen ihn zuvörderst als den Vertheidiger der weiblichen Regentschaft. Es war eine] Sache der Courtoisie, daß er sich für die Witwe seines Protectors, eine Sache der Politik, daß er sich für eine Frau entschied. Später hat ihn Ludwig Philipp für die Regentschaft des Herzogs von Nemours gewonnen. Der König mußte sich ihm für den Beistand, den seine Partei in der Kammer zu leisten versprach, wieder verpflichteter, denn je, fühlen.

Thiers hat vor Guizot das Vorurtheil voraus, daß er mit dem Regieren behender umspringen kann. Thiers ist mit einem Gesetze bald fertig. Er administrirt in Bausch und Bogen und faßt die Gelegenheit kurz beim Kragen. In Augenblicken, wo die Franzosen auf etwas Neues gespannt sind, werden sie Thiers für einen größern Erfinder halten, als Guizot. Bei allem Jungen, Neuen, Nochnichtdagewesenen hat Thiers den Vortheil, daß man an die Jugend und die Repräsentanten der Neuerung denken wird. Die neue Lage hat ihre unausbleiblichen Schwierigkeiten; diese sind nicht gewaltig genug, um irgend etwas Wesentliches in Frankreich zu ändern, aber ein Cabinet dürfte wol eines ihrer unwesentlichsten Opfer werden.

Der europäische Friede kann sogar von der Regentschaft in Frankreich einen großen Vortheil ziehen. Es begibt sich gegenwärtig in Europa Etwas, das man seiner tiefern Bedeutung nach, so auffallend die Erscheinung ist, noch nicht gewürdigt hat. In England herrscht eine Königin, in Portugal eine Königin, in Spanien unter Regentschaft ein Kind, in Griechenland ein naturalisirter Fremdling, in Belgien ein Fremdling. Wie kommt es nun, daß Europa, trotz dieser schwachen Hände, in die einige seiner Zügel gegeben sind, sich doch immer mehr in sich selbst befriedigt? Statt über diese schwache Vertretung

der monarchischen Ordnung Besorgnisse zu hegen, sollte man im Gegentheil erstaunen, wie tief denn doch in unserm modernen Staatsleben das Bedürfniß geregelter Einheit und die Achtung vor der historischen Ueberlieferung eingewurzelt ist. Es sind in der That nicht mehr die Personen, die die Staaten regieren, sondern die Begriffe. Es ist die Scheu vor dem factisch Gegebenen sowol, wie die Abhängigkeit von einer ins innerste Völkerleben schon übergegangenen theoretischen Nothwendigkeit, daß sich Throne erhalten können, die nicht naturwüchsig, Scepter, die in den Händen von Kindern und Frauen sind. Wenn sich nun auch Frankreich unter die Herrschaft eines Kindes begeben wird, und dies, wenn nicht alle Anzeichen trügen, geschehen dürfte in Ruhe und Ordnung, so find' ich, daß sich das monarchische Prinzip über die Fortschritte, die es seit funfzig Jahren wieder gemacht, Glück wünschen darf.

Von allen Seiten muß man jetzt hören, daß die physischen Interessen die Welt regieren. Wo man hinblickt, schaaren sich die Völker um Fragen des Handels und der Industrie. Von unten herauf, wo der Communismus über eine gleiche Vertheilung der Lebensgüter grübelt, bis hinauf zu dem Finanzier, der über Zollsysteme und Anleihe-Operationen nachdenkt, findet man

unser Zeitalter beherrscht nur von dem einen Gedanken der materiellen Existenz. Auch in Frankreich steht diese Richtung gegen alle übrigen Tendenzen bei Weitem im Vordergrunde. Ist sie eine gefährliche für die Moral, ist sie eine vortheilhafte für die bürgerliche Freiheit, die Entscheidung mag dahinstehen. Sie beherrscht die Gemüther, das ist erwiesen. Sie hat die politischen Gesichtspunkte verrückt, die alten Schlagwörter der Politik antiquirt, sie hat die Leidenschaften des Ehrgeizes und die Sucht nach politischen Theorien in das Bette des industriellen Egoismus gelenkt. Die Richtung ist einmal da und sie wird sich auch für Frankreich bewähren.

Seitdem die Völker Europas angefangen haben, sich mit geschriebenen Verfassungen zu beschwichtigen, haben die Gefahren für die Ruhe und den Bestand der Staaten abgenommen. Die beste Politik hat sich in den constitutionellen Staaten nachgerade als die herausgestellt, treu dem gegebenen Worte zu handeln, die Heiligkeit des Vertrags zu ehren und unverkümmert Jedem den Vollgenuß jener Rechte zu lassen, die ihm in den Paragraphen des Staatsgrundgesetzes zugesichert sind. Die Kammern Ausdruck des Volkswillens. Die Minister die Beamten der Kammern. Die Krone über dem Ganzen schwebend als moralische Garantie des Gesetzes,

der Ordnung, der Gnade. Mit diesen Prinzipien hat sich England erhalten unter Königen, die wahnsinnig waren; mit diesen Prinzipien erhält es sich unter Frauen und würde es sich erhalten auch unter Kindern. Frankreich ist allerdings ein zäherer Stoff als England. Aber Frankreich hat wie England, wie alle Völker, seine Revolutionen auch deßhalb gehabt, um ihrer künftig überhoben zu sein. Es hat seit 1815 in der Ausbildung des constitutionellen Lebens Fortschritte gemacht und hat seit 1830 auch gelernt, sogar die Repristinationen der Umwälzung zu überwinden. Wenn es jetzt seine hohe Aufgabe, auch unter einer Regentschaft sich als ein geordneter Staatskörper zu erhalten, durchführt, dann hat es dem constitutionellen Prinzip einen Sieg erfochten, für welchen ihm Europa ewig verpflichtet sein wird.

Freunde jener intriguanten Publizistik, die nur aus den Trübsalen, Wirrnissen und Unglücksfällen der Völker ihre Rechnung ziehen, werden nicht begreifen, welches Interesse ein Menschenfreund haben kann, so vertrauensvoll auf Frankreichs nächste Zukunft zu blicken. Es ist dies ein Interesse, welches jene Gattung von Publizisten nie verstehen wird, das Interesse der Humanität. Jedem hingebenden, an die große Aufgabe der Menschheit glaubenden Gemüthe ist es Bedürfniß, sich von der Zukunft Friedliches zu

versprechen. Es war der Zweck meines Buches über Paris, nicht etwa eine Anhänglichkeit an Frankreich zu verbreiten oder irgend einem unsrer Nationalgefühle etwas zu vergeben. Nein, ich wollte jenen unglückseligen Irrthümern und den darauf gebauten gefährlichen Maßregeln entgegenarbeiten, durch welche man Frankreich isolirt. Räumt man ein, daß Frankreich durch eine Regentschaft wieder an den Krater einer Revolution gerückt ist, so setzt man aufs Neue die Reaktion in Rechte ein, die auch für uns, die Nichtbetheiligten, von den drückendsten Folgen sein würden. Stimmt man in jene maßlose Uebertreibung der Gefahren, die uns noch von Frankreich drohen sollen, mit ein, so arbeiten wir nur jener mistrauischen, verfolgungssüchtigen Politik in die Hände, die seit 1817 nur zu nachtheilig auf die Entwickelung des europäischen Völkerwohles und den Bestand der Völkerfreiheit eingewirkt hat.

Eine Regentschaft wird allerdings dem politischen Leben Frankreichs einen veränderten Charakter geben. Aber auch an dies neue Schauspiel werden die Cabinette sich bald gewöhnen. Wer Frankreich unbefangen beurtheilt, muß sich gestehen, daß der Stoff, aus dem es seine gegenwärtige Geschichte bildet, kein zufälliger ist. Und dieser Stoff, dies politische Material Frankreichs ist vor und nach dem Tode des Herzogs von

Orleans sich gleich geblieben. Was in Frankreich schwankt, wird unter dem Regenten so gut schwanken, wie es unter dem Herzog von Orleans geschwankt haben würde. Was steht, wird stehen unter Jenem, wie es gestanden hätte unter Diesem. Es liegt darin ein großer Trost und eine große Beruhigung für die Menschheit. Wer möchte nicht für die Zeiten sprechen, wo man die wahren Helden der Geschichte nicht mit Lorbeern ehren wird, sondern mit Palmen!

Frankfurt am Main den 15. August 1842.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

[illegible] für die [illegible] nicht mit [illegible]

[illegible] den 19. August 184[illegible]

BIBLIOTHECA [illegible]

Druck von [illegible]

RAL - RG4
Renate Kieserit
Buchbindemeist
8911 Schöffeld

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gutzkow, Karl,

Briefe aus Paris

Bd.: 2

Leipzig 1842

Gall.rev. 400 bm-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10422173-6